

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 120 (1841)

Artikel: Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1839
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-372446>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 31.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seit dem Herbst 1839.

Von der Witterung und Fruchtbarkeit.

Was der nasse Spätsommer von 1839 versäumt hatte schien der überaus liebe, fruchtbare Herbst einholen zu wollen. Wirklich fiel die Erndte des Obstes, der Erd- und überhaupt fast aller Feldfrüchte sehr befriedigend aus; auch die Reben entsprachen mäßigen Erwartungen. Erst Ende Weinmonats unterbrachen einzelne Fröstdie anhaltende Wärme und Fruchtbarkeit, wie sie zu dieser Jahreszeit selten sich zeigen. Der Winter, statt, wie gewöhnlich, seine Schneedecke auszuspreiten zeigte die und da Blumen, Erdbeeren. Einzelne Schneegestöber schmolz die nur selten unterbrochene gelinde Witterung immer wieder: erst der März gestattete einigermaßen die Schlittbahn zu benutzen. Der Frühling 1841 kam Anfangs April, blieb bei anhaltendem Nordostwinde fortwährend trocken und kalt und wurde erst gegen das Ende fruchtbar. Der Sommer, hier öfters naß und kalt, deshalb der Heuerndte hinderlich, war in den uns angrenzenden Ländern gedehlicher und fast von allen Seiten her vernimmt man Berichte von einer ausgezeichnet günstigen Erndte an Getreide, Futter und Obst.

Ueber Krieg und Frieden, oder über die politischen Verhältnisse.

Wenn wir von unserer Bergfeste, der östlichen Schweiz, die ziemlich mitten in Europa liegt, heraus und auf die übrigen Länder ringsherum gucken, so hören wir zwar keinen Kanonendonner und gewahren keine Schlachtfelder; aber kaum finden wir ein König- oder Kaiserreich, das nicht an innern Unruhen oder sonst an irgend welchem Breiten litte. — In Spanien ist seit der Flucht der Carlisten alles in Partheiung zerpalten und niemand will unter dem Weiberregiment gehorsamen, wohl aber jeder befehlen. Portugal erliegt fast unter der Last seiner Schulden und hat von den Plakereien der Engländer viel auszustehen. Frankreich hat Mühe der immerfort sich wiederholenden innern Aufstände und den Angriffen des schlaun Abdesskaders in Algier sich zu erwehren. Holland ist mit seinen übergroßen Schulden geplagt. England sieht nicht wie es seine Tausende von verdienstlosen Arbeitern beschwichtigen kann und hat mit Irland, Indien und mit China zu schaffen. Deutschland weiß auch, wo es der Schuh drückt, davon zeugen die immer mehr überhand nehmenden Auswanderungen. Selbst der russische Riese vermag nicht allen Unbilden zu steuern; Tausende von Kriegern verloren im Kampfe mit den kühnen Tscherkessen ihr Leben und letztere haben einige feste Plätze den Russen abgenommen. Am schlimmsten siehts aus mit der hohen Pforte (dem türkischen Reiche) sie droht zusammen zu fallen unter den Hülfeleistungen ihrer Freunde, der europäischen Großmächte; überall Aufruhr, der Kaiser ohne alle Autorität und Macht.

Merkwürdige Naturbegebenheiten.

Feuersbrünste.

Das Jahr 1840 zeichnete sich durch die Menge der Feuersbrünste aus, die sowohl in als besonders außer der Schweiz tausenden von Menschen ihre letzte Habe und nicht wenigen sogar das Leben kosteten.

Am Ostersonntage brannte die Stadt Sallanches zwischen Genf und Evamont, in Savoyen, ganz und gar ab. Das Feuer kam Nachmittags gegen 4 Uhr aus und entstand durch Kinder, welche mit Zündhölzchen spielten. Bei starkem Winde griff das Feuer mit solcher Heftigkeit um sich, daß mit einbreichen der Nacht die ganze Stadt in einen Schutthaufen verwandelt war. Nahe an 100 Menschen verloren dabei das Leben.

Der April ließ es überhaupt an Bränden nicht fehlen. Nahe an der wiener Eisenbahn brannte die Ortschaft Gänserndorf mit 80 Häusern und beinahe eben soviel Scheunen ab. Die Stadt Markt-Neukirchen in Preussen brannte ganz ab. Zu Sogel in Westphalen wurden 73 Wohngebäude nebst 11 Nebengebäuden eingeäschert. Auch die Stadt Narburg im Kanton Aargau wurde von einem Brande heimgesucht. —

An der badisch-württembergischen Grenze bei Büsenbach brannte ein Stück Wald nieder und man rechnete den Schaden auf 80 000 Gulden. In Hessen brannten 80 Tuchart Föhrenwald und in Landau, in Baiern, 100 Morgen Gemeindewald ab.

Vom Marktflecken Baja in Un-

garn, berühmt durch seinen starken Getreidehandel, sind 1900 Häuser, Schloß und Kirchen nebst den Kornkammern mit großen Vorräthen abgebrannt.

Gewitter.

In Tirol hatte ein starkes Gewitter mit Plagregen und Hagel am Brachmonat großen Schaden angerichtet, Gärten und Felder mit ihren reichen Hoffnungen vernichtet und die Muhr, die hoch an schwoh, hat Wohnungen, Thiere und Menschen mit sich fortgerissen. Ein Geistlicher wurde vom Altare in seinem Kirchlein von den Fluthen ereilt und fand in den Wellen sein Grab, indeß der Meßner mit Mühe sich noch in den Thurm rettete. — Für den Bezirk Wil und einige benachbarte thurgauische Gemeinden war der 21. Heumonat ein Unglückstag. Sturmwind, Wolkenbruch und Hagel führten strichweise unglaubliche Zerstörungen herbei. Die Feldfrüchte wurden an vielen Orten ganz zernichtet und in den Boden geschlagen, große Obstbäume wurden entwurzelt oder abgebrochen, ja der heftige Sturm entrückte ganze Gebäude ihrem Plaze.

Erdschlipfe.

Im St. Gallischen Oberlande, meldet der Erzähler unterm 4. Herbstmonat, hat dieser Tage ein Naturereigniß stattgefunden, das nicht unbeachtet bleiben soll. Am linken Ufer der Seez, zwei Stunden ungefähr südlich von Weiskannen, etwa drei nördlich von dem Fuße der Schotze, erhebt

sich großartig wie alle Gebirge in diesem Landstriche, der Jöhnstock, der seine Felsmassen gegen das Seezthal wendet. Samstags den 29. v. M., an welchem Tage allenthalben furchtbare Gewitter und Regengüsse hereinbrachen, löste sich ein Theil der hervorspringenden Felsen von jenem Stock ab und stürzte in gigantischen Blöcken hinab ins Thal, in der Richtung der Alpe Vallabliz. Der Felsenschutt sieht schauerlich goldauarig aus und dehnt sich von unten nach oben wohl in einer Entfernung von einer kleinen halben Stunde; der Schutt und Felskegel hat eine verhältnißmäßige Breite eingenommen. In wie weit die Schädigung bedeutend gewesen, müssen wir solche urtheilen lassen, die das Terrain vorher schon gekannt haben. Wir können nur von dem grausen Anblick berichten, den die Localität dem Reisenden darbietet. Die Aelpler gehen indessen ruhig ihren Geschäften nach und wenige nur mögen sich um das Ereigniß bekümmert haben; bloß versicherten sie, daß dasselbe wirklich am genannten Tage statt gefunden habe.

Erdbefestigungen.

Eine schwierige Arbeit, die in der gebirgigen, wasserreichen Schweiz oft vorkommt und durch kostbare Dämme von Stein und Holz nicht immer genügend beseitigt wird, ist die Befestigung steiler Erdabhänge. Am besten dienen hiezu wohl die buschigen Strauchpflanzungen, welche durch ihre dichte Wurzelung das Erdreich am ersten zusammenhalten und zur Minderung der, oft mit Eisgang verbundenen Strömungen und Wellen der Flüsse und besonders der Gebirgsbäche, beitragen, so wie die Sinkstoffe

dieser Gewächse auffangen. Man wählt hiezu meist Pappeln, Weiden und Erlen.

Die Pflanzung soll im Frühjahr geschehen ehe das Laub erscheint, oder im Herbst, wenn es welk ist, und die Rinde nicht mehr leicht von den zarten Zweigen abgeht.

Zu dünne Geßlinge verdorren leicht; sie sollen fingerdick sein. Am besten ist es, aus Strauchpflanzungen 3 — 4 jährige Reiser mit starkem Beile in 2 — 3 Fuß lange Geßlinge zu hauen. Zwei Fuß lange behalten über der Erde nur 2 — 3 Augen, damit mehrere in der Erde wenigern über derselben Nahrung geben. Um eine größere Menge von Trieben und Wurzeln des so angepflanzten oder angesäeten Buschwerks zu befördern, würde das selbe, wenn es gepflanzt ist, zuerst ein Jahr nach der Pflanzung und später alle 3 — 4 Jahre bei der Wurzel abgehauen; ist es gesäet, so wird es zum ersten Mal nach Verfluß von 2 — 4 Jahren und später wieder nach Ablauf dieses Zeitraums abgehauen werden. Oder aber, wo es darum zu thun ist, das Ufer zu erhöhen, würden diese Triebe nachdem sie bereits durch das angeführte Abhauen etwelche Dichtigkeit erlangt haben, durch Sterne auf die Erde gegeben, dann mit Schlamm und Flußsand bis auf wenige Augen überschüttet und bedeckt. Sind diese Triebe in wenigen Jahren dicht aufgeschossen so wird die frühere Behandlung mit Steinen, Sand und Schlamm wiederholt, bis das Ufer die gewünschte Höhe auf die Art erreicht hat. Solche Dämme sind von außerordentlicher Festigkeit und Dauer, durch das in einander greifende Wurzelwerk. An der Spitze solcher Buschpflanzungen, da wo die Strömung am stärksten ist,

stehen oft nicht unzweckmäßig einige dickere Stämme der genannten Holzarten.

Entstehung des Reifes.

Mit dem Thau ist der Reif nahe verwandt, unter welchem letztern man bekanntlich jene feinen, mit Ecken und Zacken versehenen Eiskügelchen versteht, die sich auf der Oberfläche der feinen Körper niederschlagen. Dieser Reif wird durch das Wasser gebildet, das sich auf der Oberfläche der Körper niederschlägt und sogleich gefriert. Oft ist dieser Reif ein eigentlicher gefrorener Thau. Die berechneten Körper haben eine Temperatur die mehrere Grade niedriger ist als die der Luft, und wenn sich der Himmel bewölkt oder Wind erhebt, verdunstet auch der Reif in kurzer Zeit. — Der Reif kann aber auch ohne Thau entstehen. Wenn auf länger dauernde Kälte ein warmer Südwind folgt, schlägt sich der Wasserdampf der durch den Wind erwärmten Luft an allen Körpern mit Leichtigkeit nieder, und gefriert dasselbst. So entstehen z. B. die schönen Eiden, die man besonders zur Zeit von Nebeln an den Aesten der Bäume bemerkt, und aus derselben Ursache schlugen sich auch die Ausdünstungen unserer Zimmer an den Fenstern nieder.

Mehlthau oder Honigthau.

Darunter versteht man eine klebrige Feuchtigkeit, die sich zuweilen an den Pflanzen zeigt, die Vegetation hindert, den Früchten schadet, und die von den Landleuten gefürchtet wird, da die mit diesem Thau bedeckten Pflanzen den Thieren schädlich sind. So erfolgte aus dieser Ursache in den Jahren 1556 und 1669 in der Schweiz auf solchen Thau

ein großes Viehsterben. Allein dieß ist kein eigentlicher Thau, dessen Wasser in der Regel immer sehr rein und von fremden Theilen ungemischt gesunden wird. Die er Mehlthau kommt nämlich nicht aus der Atmosphäre, wie der gewöhnliche Thau, sondern er rührt von Blattläusen und andern kleinen Thieren her, welche die Pflanzen oft in großer Menge bewohnen. Diese Thiere geben eine Feuchtigkeit von sich, welche sich auf die Blätter setzt und daselbst gewöhnlich zu kleinen Puncten eintrocknet. Wird diese Feuchtigkeit nicht von Bienen, Ameisen und andern Thieren verzehrt, sondern von einem sanften Regen oder starken Thau aufgelöst, so fließt sie auf den Blättern auseinander, und diese schrumpfen dann ein und verderben.

Geburte, Todten, und Ehen, Liste des Kant. Appenzell V. R. von 1839.

	Geboren.	Gestorben.	Ehen.
Trogen	96	73	16
Herisau	294	272	51
Hundwil	45	40	16
Urnäsch	89	67	33
Grub	59	36	3
Leufen	155	102	19
Gais	69	55	17
Speicher	79	73	24
Walzenhausen	57	50	17
Schwellbrunn	96	66	34
Heiden	78	64	15
Wolfhalben	86	70	15
Reherobel	75	48	15
Wald	55	36	15
Rüthi	54	27	14
Waldstatt	58	35	5
Schönengrund	24	22	8
Bühler	44	58	8
Stein	62	53	16
Luzenberg	29	23	5
	1522	1248	340

Mehr geboren als gestorben 274 Personen.

Fernere Uebersicht der merkwürdigsten politischen Ereignisse in verschiedenen Staaten Europens.

Frankreich.

Am 20. Februar, auf den ganz Paris gespannt war, berathete die Deputirtenkammer den Antrag der Minister, dem zweiten Sohne des Königs, dem Herzog von Nemours, nach seiner bevorstehenden Vermählung, einen jährlichen Gehalt von 300,000 Franken zu geben. Die Sitzung war äußerst stürmisch, das Volk strömte in Schaaren herbei. Aus den Provinzen waren eine Menge Adressen um Verweigerung der Schenkung eingelaufen. Bei der Abstimmung wurde sodann der Antrag verworfen. Die Minister dankten hierauf ab. An der Spitze eines neuen Ministeriums steht der gewandte Thiers. — Mit dem Feldzug in Afrika ist Frankreich ganz unzufrieden, denn es wird so viel wie nichts gewonnen. Die Franzosen blieben zwar fast in allen Gefechten Sieger, haben aber auch empfindliche Verluste erlitten. Die Kolonisten sind vor feindlichen Ueberfällen nicht sicher. — Im verwichenen August wurde Ludwig Napoleon, der mit ein paar Duzend zusammengerafften Leuten wieder einen Einfall in Frankreich machte, in Boulogne mit seinen Helfern nach kurzer Gegenwehr verhaftet und sitzt nun in Verwahrung. — Einzelne Aufstände, die hie und da, wie gewohnt, vorkamen, sind nicht von sonderlicher Bedeutung. — Die Befestigung der großen Hauptstadt Paris ist beschlossen und die großartige Arbeit bereits begonnen worden. — In den obern Regionen ist auf einmal große Bewegung und die politischen Wettergläser sind plötzlich bis auf Sturm heruntergefallen, besonders die französischen. Die Gesandten der vier andern großen Mächte haben nämlich ohne Frankreich einen wichtigen und entscheidenden Beschluß in den orientalischen Angelegenheiten gefaßt. Die Entscheidung über die Türkei solle nicht länger der Pforte und dem übermüthigen Pascha von Egypten oder dem Zufall und den geheimen Absichten Frankreichs überlassen werden, sondern man, d. h. England, Rußland, Oesterreich und Preußen, wolle ein

ernstes Wort darein reden. Aus den in dieser Hinsicht sehr wichtigen, Verhandlungen des englischen Parlaments sieht man, daß es auf Vernichtung des „Tyrannen“ von Egypten abgesehen ist, daß England aber zugleich verhindern will, daß Rußland nach Constantinopel segelt und daß Frankreich sich in Afrika fest und warm sitzt. Der englische Minister gestand ganz offen, man müsse Alles anbieten, daß der Sultan sich nicht in Rußlands Arme werfe; in den langen englischen Ruheer besser. — Frankreich spielt daher, wie natürlich, Feuer, Galle und Flammen. Der französische Gesandte in London hat sich mit dem englischen Minister heftig gezankt und will abziehen; es sollen 240,000 Mann in Frankreich ausgehoben, die Armee auf 500,000 Mann erhöht, 10 Linienschiffe armirt, die Kammer schnell zusammenberufen werden. Wenn nur Napoleon von St. Helena noch zu rechter Zeit kommt. Die französischen ministeriellen Journale athmen nur Krieg; Frankreich müsse und werde den Vicekönig von Egypten nicht fallen lassen; es sei im Stand, den Krieg 10 Jahre auszuhalten; 200 Millionen lägen vorräthig; 300 Millionen könnten leicht jährlich noch aufgebracht werden; Frankreich sei nun an die Spitze der Völker gestellt und Europa werde sich erheben und ihm folgen. Nur unter der Bedingung wolle man England vergeben, wenn die Königin ihren Minister Palmerston, der vor sich selbst erröthen müsse, sofort abdankte, was sie freilich gerade jetzt, wo sie dringende Privatgeschäfte vorhat, nicht gern thun wird. Auch England rüstet; das Unterhaus hat ohne Säumen die Aushebung von 2000 Matrosen und ein paar Millionen Geld dazu bewilligt.

Großbritannien.

Am 10. Hornung vermählte sich die Königin mit dem Prinzen Albert von Sachsen-Koburg. Der Prinz ist geboren im August 1819 und also 5 Monate jünger als die Königin, die den 24. Mai gleichen Jahres geboren war.

Als Gemahl der Königin wird er bloß ihr erster Unterthan, und ohngeachtet aller Orden und Würden, mit denen ihn die Königin überschütten wird, (er ist bereits zum Feldmarschall ernannt) erhält er keine unmittelbare Einwirkung auf die Staatsregierung. — Zwischen England und dem Kaiser von China ist ein Krieg ausgebrochen, da letzterer das giftige Opium nicht mehr in seine Staaten einlassen will und die englischen Kaufleute dadurch schädigte. — Im Frühjahr fieng England Zänkereien mit Neapel an. Es beschwerte sich nämlich, daß Neapel einen Vertrag mit einer französischen Handelsgesellschaft wegen des Schwefelhandels abgeschlossen habe und that dies in so harten und gebieterischen Worten, daß der König erklärte, auf solche Beleidigungen könne man nur mit Kanonen antworten. Es wurden sofort von beiden Seiten Kriegerüstungen angeordnet, der Streit aber durch Vermittlung Frankreichs noch beigelegt. Der Stärkere behielt wie billig Recht. Ein Mordversuch, der im Juni auf das königliche Paar gemacht wurde, mißlang. — Da sich der Vizekönig von Egypten in den Vertrag, den die Großmächte für ihn und den türkischen Kaiser geschmiedet haben nicht fügen will, so haben die Engländer, nach Ablauf des anberaumten Termins, die Feindseligkeiten begonnen und in Begleit von türkischen und österreichischen Schiffen, den Egyptern die Stadt Beiruth am mittelländischen Meere weggenommen.

R u ß l a n d.

Rußland hatte in der Eile zum Schluß des alten Jahres noch einen Krieg in Asien angefangen. Der Khan von Khiva am kaspischen Meere und an der Kirgisien-Steppe benahm sich schon lange feindselig gegen Rußland, plünderte die Karawanen, hielt viele Russen gefangen und hörte auf keine Drohung. Nun hatte der Kaiser eine förmliche Kriegserklärung erlassen und eine Armee unter dem General Perowsky abgehen lassen, um den Khan zu züchtigen, die gefangenen Russen zu befreien und den Khivaren Achtung vor dem russischen Namen und den russischen Waffen einzufußsen, — gelegentlich auch die dort in der Nähe befindlichen Engländer näher ins Auge zu fassen. Diese

Expedition fiel aber, wegen der Strenge des Klimas, dem die Soldaten erlagen, nicht glücklich aus. — Bedenklicher noch steht in Tscherskessien. Es ist nunmehr amtlich bestätigt, daß die Russen dort eine gänzliche Niederlage erlitten haben, und es werden in Rußland die größten Anstalten gemacht, um diese Scharte in dem großen russischen Messer wieder anzuzugewen. Man will die ungehorsamen Bergvölker am Kaukasus von drei Punkten zugleich angreifen und es sollen 40,000 Mann dazu verwendet werden. Man ist auf einen verzweifelten Widerstand gefaßt. — Verwichenen Sommer befand sich fast die ganze kaiserliche Familie auf Reisen oder in Bädern in Deutschland.

Gekrönte Häupter.

Reg. Antritt.	Geburtsjahr.
1831 Gregor XVI. römischer Papst.	1765
1835 Ferdinand I. östreich. Kaiser, König v. Ungarn, Böhmen, d. Lombard. ic.	1793
1825 Nikolaus I. russischer Kaiser und König von Polen.	1796
1830 Ludw. Phil. I. König v. Frankreich.	1773
1818 Karl Johann XIV. König von Schweden.	1764
1833 Isabella I. Königin v. Spanien.	1850
1837 Victoria I. Königin von Großbritannien.	1819
1837 Ernst I. König von Hannover.	1771
1840 Christian VIII. König v. Dänemark.	1786
1826 Maria II. Königin v. Portugal.	1819
1840 Friedr. Wilh. IV. König v. Preussen.	1795
1831 Karl Albert I. König v. Sardinien.	1798
1830 Ferdinand II. König beider Sicilien.	1840
1825 Ludwig I. König von Baiern.	1786
1817 Wilhelm I. König v. Württemberg.	1781
1836 Friedr. August I. König v. Sachsen.	1797
1840 Wilhelm II. König v. Holland.	1792
1831 Leopold I. König von Belgien.	1790
1832 Otto I. König v. Griechenland.	1815
1839 Abdul Medschid türk. Kaiser.	1823

Großherzoge.

1830 Baden. Leopold.	1790
1821 Hessen-Kassel. Kurfürst Wilh. II.	1777
1830 Hessen-Darmstadt. Ludwig II.	1777
1828 Sachsen-Weimar. Carl Friedrich	1783
1824 Toskana. Leopold II.	1797

Vermischte Bruchstücke aus der Tagesgeschichte und anderes,
belehrenden und unterhaltenden Inhalts.

Gespräch über den Selbstmord.

Jeremias. Hast du gehört, Valentin, was für ein schreckliches Unglück sich gestern Abends in unserm Dorfe zugetragen? Ach Gott, mir stehen alle Haare gen Berg, wenn ich daran denke.

Valentin. Ja freilich, du meinst eben, daß sich der alte Gebhard in den Gubelweier gestürzt, und seinem Leben freiwillig ein Ende gemacht hat?

J. Ja; ist das nicht etwas Entsetzliches und Schauernvolles, daß man sich nichts Schrecklicheres vorstellen kann?

B. Es ist allerdings etwas sehr Trauriges, daß es mit einem Menschen so weit kommen kann, daß er des theuren Geschenkes Gottes, des Lebens, überdrüssig wird, doch ist es weder vernünftig noch christlich, über solche unglückliche Leute geradezu den Stab zu brechen und sie unbedingt zu den verdammungswürdigen Verbrechern zu zählen.

J. Aber sie begehen doch eine große himmelschreiende Sünde; sie greifen in die Rechte des Schöpfers gewalthätig ein; denn diesem Schöpfer allein steht es zu, dem Leben eines Menschen ein Ziel zu setzen; sie haben kein Vertrauen zu Gott, sonst würden sie in Kummer und Sorgen auf seine Hilfe warten; sie sind Gott ungehorsam, indem sie in der menschlichen Gesellschaft bleiben und Gutes und Böses über sich sollen ergehen lassen, bis der Herr sie abruft; sie sterben in einem unbußfertigen Zustande und bringen daher ihre arme Seele in Gefahr der Verdammniß; dabei verursachen sie ihren Angehörigen und Verwandten Schrecken, Herzenleid und Schande.

B. Ich hoffe und glaube doch, sie werden bei Gott weit mehr Gnade finden, als bei den Menschen und halte dafür, sie seien wenigstens dem größten Theile nach, der Zurechnung nicht fähig. Sie wollen nicht dem Schöpfer in seine Rechte eingreifen; sie wollen nicht den Widerwärtigkeiten des Lebens, aus Mangel an Vertrauen und Gehorsam gegen Gott eigen-

mächtig und trotzig entfliehen; sie wollen nicht ihre Seele in Gefahr bringen und ihren Angehörigen Schrecken und Betrübnis bereiten, und wenn ihre Verwandten ihnen nicht das Leben durch ein liebloses Betragen verbittert, sondern ihre Pflicht an ihnen erfüllt haben, so gereicht ihnen auch die That nicht zur Schande.

J. Wie verstehst du das, Valentin? Sie thun doch gewiß das alles, was ich gesagt habe.

B. Ich will mich deutlicher erklären. Wir müssen nicht bloß auf die That allein sehen, sondern auch auf das, was derselben vorhergeht und was sie veranlaßt. — Ich glaube, die Unglücklichen können nichts mehr eigentlich wollen, d. h. aus sittlichen Gründen und aus ungestörtem, freiem Willen etwas zu thun sich vornehmen, sondern es beherrscht sie ein sinnlicher, eben so unerklärbarer, als unüberwindlicher Hang, ihr irdisches Dasein auf irgend eine Weise zu zerstören, und einem Leben, das ihnen zur unerträglichen Qual und Marter geworden, los zu werden.

J. Was ist aber einer solchen That gewöhnlich vorangegangen und was hat ihnen das kostbare Leben zur Qual und Marter gemacht? Ein liederliches, ausschweifendes, unordentliches, gottloses Betragen; das stürzt gemeinlich den armen Menschen in Trostlosigkeit und Verzweiflung!

B. Freund, wir würden eine große Ungeerechtigkeit begehen, wenn wir alle diese Unglücklichen in die gleiche Klasse setzten und jeden Selbstmord als Folge eines schlechten Lebens betrachten wollten. Schon viele Tausende haben Hand an sich selbst gelegt, an deren Wandel man nicht das Mindeste auszusetzen wußte. Zu diesem gehört gerade auch unser alte Gebhard. Wer im ganzen Dorfe hat fleißiger gearbeitet, wer mit Jedermann in schönem Frieden gelebt, wer mehr Treue und Redlichkeit geübt; wer war dem Wirthshäuseln, dem Spielen, dem liederlichen Wesen so gram und feind, wie er? Und doch ist nun das Traurige geschehen.

J. Nun, er mag, bei allem äußerlich ehr-

baren Wandel, doch seine sittlichen Mängel und Gebrechen an sich gehabt und gewisse geheime Sünden auf seinem Gewissen getragen haben.

B. Das können wir durchaus nicht mit Stillerheit annehmen und wir könnten auch hier zu einem Fehlschlusse verleitet werden und uns durch strenges Urtheil an dem nun Ausgetretenen versündigen. Auch wir Lebendige greifen in Gottes Richteramt ein, wenn wir uns anmaßen, einen Todten zu verurtheilen. Wir dürfen nicht vergessen, daß auch eine ganz unverschuldete Seelenangst hin und wieder einen Sterblichen ergreift und ihn an den Rand der Verzweiflung schleudert. Die Ursache des Lebensüberdrußes liegt gar nicht allemal in der moralischen Verdorbenheit; sie kann eben so gut im Blute, in den Nerven, im Gehirne, oder in irgend einem kranken Theile des menschlichen Körpers liegen. Der Gedanke an die Selbsttödtung klopft zuerst nur ganz leise an, und wird mit Entsetzen abgewiesen; dann aber kehrt er wieder zurück und zwar mit gesteigerter Heftigkeit. Auch der Widerstand wiederholt sich, aber immer schwächer. Es werden jetzt alle Vernunft- und Religionsgründe zur Hilfe gerufen, aber um sonst, denn bald haben diese im heißen Kampfe und in der völligen Undüsterung alle Kraft und Gültigkeit verloren. Freundesworte und sanfte Tröstungen von Vertrauten könnten vielleicht noch etwas über sie vermögen; aber die Armen haben noch die unglückliche Neigung, ihren bedauernswerthen Gemüthszustand den Fährigen zu verbergen. Fürchterlich sind die Bedrückungen, erschütternd die Anfälle, zermalmend die dunkeln Vorstellungen, die sie nun zu erleiden haben; sie hören keinen andern Ruf mehr, als den von dem zerissenen Innern: Thue es! Wage es! Sie sehen keinen andern Ausweg aus dem namenlosen Elende, als — die Selbstentleibung. Ach, wenn wir wüßten, was die Erbarmenswürdigen alles auszustehen, was sie Schreckliches zu erdulden haben, ehe sie sich den zarten Lebensfaden abschneiden, wahrlich, wir würden uns kein strenges und scharfes Urtheil über sie erlauben sondern sie unsers größten Mitleids würdig halten.

J. Es könnte wirklich sein, daß ich die Selbstmörder in zu bösen Zügen gehalten und ein zu

strenges Urtheil über sie gefällt hätte. Am besten wird es wohl sein, wenn wir kurzschichtige Menschen das Gericht über solche Flüchtlinge dem überlassen, der da recht richtet.

B. Ganz gewiß, und das Christenthum fordert es durchaus, daß wir lieber zu milde, als zu scharf, auch mit den Fehlenden verfahren. — Aber sage mir Jeremias, wohin wird man den Leichnam des alten Gebhard thun?

J. Eben dahin, wohin denn doch solche Leute gehören und wohin ja alle Todten dieser Art begraben werden, nämlich in die sogenannte verlorenen Weide, neben dem Greuther-Walde.

B. Auch diese Behandlung will mir nicht recht einleuchten und mich dünkt, man sollte doch den entseelten Körpern dieser Unglücklichen ein Plätzchen im allgemeinen Kirchhofe gönnen, da ohnehin doch viele Menschen in demselben schlafen, welche sich, zwar nicht eben gewalthätig getödtet, aber doch durch die verderblichsten Laster das Leben offenbar abgekürzt haben.

J. Und mir kommt vor, die Behandlung sei gelinde genug, indem doch jeder Selbstmörder in der Gemeinde, obwohl an einem abgelegenen Orte, in die Erde gebracht wird. Ehemals ward nicht einmal dieses gestattet, und ich will dir nicht sagen, wie man vor Zeiten die Selbstentleibten behandelt hat.

B. Ach, ich weiß es nur zu gut, wie barbarisch man mit ihnen umgegangen ist. Der Henker und seine Knechte holten zur Nachtzeit die betreffenden Leichname ab, um sie unter den Galgen zu vercharren. Bei dieser Abholung wurde der empfindendste Spektakel getrieben. Die Verwandten des Verunglückten mußten dem Meister und seinen Gesellen zu essen und zu trinken, oder vielmehr zu fressen und zu saufen geben; dann wurde der Leichnam in einen schwarzen Sack gethan, auf einen Karren geworfen und fortgeschleppt. Dem Pferde, das den Karren zog, pflegten sie zwei Hufeisen wegzubrechen, um das Geklaffe durch die Öhrer in der finstern Nacht recht schauerlich zu machen. — Es begegnete wohl auch, daß der schlecht aufgebundene Leichnam vom Karren fiel; dann gaben die Unmenschen vor, der Teufel habe seine Gewalt an ihm geübt. Weil die rohen Diener der Gerechtigkeit auf dem Wege noch einkehrten und sich berauschten, so geschah

es auch, daß sie bei heiterm Morgen erst am Begräbnisorte anlangten und da neuen Skandal anrichteten. — Das Vermögen des Verbliebenen wurde zum Nachtheil der allfälligen Kinder und Erben vom Staate in Beschlag genommen u. s. w. So wurden die Personen, von denen wir sprechen, nicht wie Menschen, sondern wie Hunde oder noch schlimmere Bestien behandelt. Das war in der That ein schändliches Benehmen von Christen gegen ihre Brüder.

J. Nun, das alles hat aufgehört und die Behandlung ist eine viel bessere geworden.

B. Allerdings, doch wünschte ich sie noch um einen Grad menschlicher gemacht, dadurch, daß man die Körper auch der freiwillig Ausgetretenen in den Kirchhof beerdigte, und das geschieht wirklich in allen civilisirten Staaten und selbst in vielen Kantonen der Schweiz. Gefallene Pferde und Kühe, draufgegangene Ochsen und Ziegen u. c. gehören an einen Platz, wie unsere verlorne Weide ist, aber nicht Menschen, die dem Schicksale unterlegen sind. Was Schaden die Todtengrube der Selbstentleibten unter den Schädeln und Knochen der eines natürlichen Todes Gestorbenen? Nicht der Körper, sondern der Geist unterliegt einer Beurtheilung und wir haben jedenfalls nicht das Recht, eine Sündeneremung auch nur in Beziehung auf die äußere Hülle vorzunehmen. Die einzige Auszeichnung würde ich mir etwa gefallen lassen, daß man die Beisetzung ohne alles Leichenzeremoniell vornähme, weil dieses auch für die übrigen Todten keinen Werth hat. Die Ehre dabei erweist man nur den Verwandten; aber auch die Schande thut man nur diesen an.

J. Ich begreife nun so ziemlich, das man mit der Entehrung der Verunglückten immer noch zu weit geht und hoffe, man werde auch hierin die christliche Liebe, deren sich auch die gerne Verdammenden rühmen, immer mehr — zur Wahrheit machen.

Ueber den manigfaltigen Nutzen des Salzes.

Daß das Salz das unentbehrlichste Gewürz in allen Speisen sei, das wußten schon die alten Römer, darum nannten sie dasselbe das Gewürz aller Gewürze; das wissen aber auch alle

unsere Hausfrauen, denn haben sie gerade darin das richtige Maß getroffen, dann sind ihre Gerichte um so wohlschmeckender, und sie ernsten nicht selten ein verdientes Lob ein. Das richtige Maß aber darin zu treffen, das ist gar nicht so gleichgiltig als es vielen zu sein scheint; denn das Salz, namentlich unser Küchensalz, ist nicht bloß als Gewürz überaus nützlich, sondern es hat auch arzneiliche Kraft und bringt als Arznei außerordentliche Wirkungen hervor, wobei sogar sehr viel auf die Quantität ankommt, welche davon genossen wird. In größerer Quantität wirkt das Salz abführend; aber nicht bloß auf den Darmkanal, sondern auch auf die Haut und auf alle Auswege, durch welche der menschliche Körper ein inneres Uebel herausschleift. In kleinerer Quantität genossen, wirkt es höchst wohlthätig in verschiedenen Krankheiten des Unterleibes, besonders der Verdauungswerkzeuge und solchen Krankheiten des Körpers, welche in krankhaften Verdauungswerkzeugen begründet sind. In dieser Wechselwirkung hat es einige Ähnlichkeit mit dem Khabarber. Eine große Quantität Salz erregt Durst, wenige Salzförner dagegen können den brennendsten Durst augenblicklich löschen. Auch an den Thieren ist die arzneiliche Kraft des Küchensalzes schon längst bemerkt worden, denn das Kind- und Schafvieh bewahrt es vor Seuchen, die Pferde schützt es vor Druße, erhält ihre Haare schön, und macht sie überhaupt rüstig, stark und gesund. Indessen darf man den Pferden das Salz nicht in die Krippe oder unter das Futter geben, damit sie nicht sogenannte Holzfresser oder Krippenbeißer werden. Wie im krankhaften Zustande der Menschen und Thiere das Küchensalz als Heilmittel wirkt, so wirkt es nun auch im rechten Maß selbst auch im gesunden Zustande überaus wohlthätig auf Menschen- und Thierkörper; denn es hilft die Speisen verdauen, und macht den Körper fett. Will man z. B. daß das Geflügel bald fett werden soll, so pflegt man unter das Getränk wie unter das Futter derselben Salz zu thun, weil dasselbe die Verdauung befördert und dadurch sich Fett anlegt. Fette und überhaupt schwer verdauliche Speisen sollten daher stets etwas scharf gesalzen werden, und würden dann auch denjenigen besser bekommen,

welche an einer schlechten Verdauung leiden.

Das Salz löset den Schleim auf, macht das Blut fließend, und hindert die Fäulniß desselben, wie überhaupt aller Theile des Körpers. In letzterer Beziehung hat sich die wohlthätige Wirkung des Salzes dadurch erwiesen, daß bei den orientalischen Tartaren, als sie den Gebrauch des Salzes unterließen, das Geblüt dick ward, ihre Lippen und ihr Zahnfleisch zu verfaulen anfang, und mehre in tödtliche Ruhr verfielen. Dieselbe schützende Kraft vor Fäulniß äußert das Salz auch auf Holz, indem es demselben eine längere Dauer gibt; ja nach den Beobachtungen eines Glasers wird dasselbe sogar feuerfest gemacht.

Behandlung der von der Blähsucht befallenen Rinder.

Wie kann die Blähsucht eines Kindes schnell beseitigt und das Thier gerettet werden? Wenn das Uebel bei seinem Entstehen bemerkt wird, und nur im mäßigen Grade erweckt, langsam wächst, so gelingt es meistens, dem Kranken schon dadurch zu helfen, daß man ihn bei kühler Witterung mit einer Decke bedeckt, über den ganzen Leib frottirt (reibt), und Anfangs im Schritte herumführt, nachher zu einer stärkern Bewegung ihn antreibt und Salzwasser ihm alle $\frac{1}{4}$ Stunden zu einer Maas auf einmal eingießt, wodurch nicht selten vieles Gas (sogenannte Winde) abgehen.

Wenn aber die Blähsucht schnell mit aller Heftigkeit sich so entwickelt, daß das Thier, wenn nicht rasch geholfen wird, verloren ist, so versucht man, ehe man zum Trokar seine Zuflucht nimmt, noch Mittel dem Patienten beizubringen, welche indem sie das den Pansen ausdehnende Gas schnell einsaugen, auf der Stelle den Zustand erleichtern. Unter den vielen, gegen die Blähsucht empfohlenen Mitteln kann man hauptsächlich folgenden mit einiger Sicherheit vertrauen.

Dem Salmiakgeist, wovon, verdünnt mit 2—3 Schoppen oder einem großen Futterfaß voll Wasser auf einmal eingegeben wird: Einer großen Kuh 2 Lth., einer kleinen 1 Lth., einem Kalbe 1 Quentchen; —

Wem dieses Mittel nicht zur Hand ist, dem wir am meisten vertrauen, indem es das Gas

einsaugt und zugleich die Lebensthätigkeit der Verdauungswerkzeuge sehr anregt, der kann zu folgenden Hausmitteln seine Zuflucht nehmen:

In 3 Schoppen Wasser löse auf: 2 — 3 Lth. gemeine Seife, oder 1 — 2 Lth. präpar. Kalk, oder 6 Lth. gepulv. Kreide, — oder gerein. Pottaschensalz 1 Lth., — auf einmal zu geben.

Auch folgende Mischungen zeigen sich zuweilen hilfreich:

1 Schoppen Branntwein, mit 5 Schopp. Milch vermischt, oder 2 Lth. Schnupftabak unter 3 Schoppen Milch gerührt, oder 1 Glas Branntwein dem Kranken eingegeben und gleich darauf ein Stück Butter ihm in den Hals gesteckt.

Wenn aber ein starkes, sehr vollblütiges Rind plötzlich von einer sehr heftigen Blähsucht befallen wird, so daß Erstickung und Schlagfluß drohen, so zögere man nicht, den Bauch sich zu veranstellen, damit dem den Pansen auftreibenden Gas der Ausweg eröffnet werde. So wie es pfeifend aus dem Pansen heraus fährt, fällt die Flanke sogleich zusammen. Nur verschiebe man diese Operation, die (wenn sie zur rechten Zeit vorgenommen wird) das sicherste Rettungsmittel des leidenden Thieres ist, nicht so lange bis das Uebel den höchsten Grad erreicht hat, wo ihm nicht mehr abzuhelpen ist. Man hat dabei auf folgende Art zu verfahren: Man setzt die Spitze eines Trokars mitten in die linke Flanke (in gleichem Abstände von der letzten Rippe, dem Vorsprunge der Hüfte und den Querfortsätzen der Lendenwirbel) senkrecht auf und stößt denselben bis an die Scheibe des Instruments behutsam durch die äußere Haut bis in den Pansen ein. Sobald dann beim festen Andrücken der Scheibe an die Haut das Stilet, dessen Hülse in der Oeffnung zurückzulassen ist, ausgezogen wird, fährt durch diese das Gas schnell mit Heftigkeit heraus. — Indessen muß man, da sich mehrere Tage lang wieder neues Gas im Pansen entwickelt, die Hülse des Instruments so lange stecken lassen, bis man aus der Rückkehr des Wiederkäuens abnehmen kann, daß die Krankheit sich verloren hat. Nun ziehe man die Hülse aus und bedecke dann die Wunde, nachdem sie mit lauem Wasser gereinigt worden ist, mit einem Bergbäuschchen, das mit Terpentinöl befeuchtet ist, worauf sie bald heilt. —

Mittel zu einer reichlichen Kartoffel- ernte.

Es ist eine auf vielfachen Versuchen ruhende Thatsache, daß solche Kartoffelstöcke, welchen man bei der beginnenden Blüthezeit die Blüthen abbrach, weit länger grün bleiben und bis in den Spätherbst fortwachsen, während die Stöcke, denen man ihre Blüthe ließ, weit früher abwelken und weit kleinere Knollen bilden. Diese Thatsache ist so gewiß, daß man auf einem und eben demselben Kartoffellande, das man, reihenweis abwechselnd, der Blüthen beraubte, von den beraubten Reihen immer eine doppelte Ernte erhielt, von den Reihen aber, die man blühen ließ, weit kleinere und unansehnliche Knollen, kaum halb so groß als jene.

Und in der That ist diese Erfahrung auch ganz natürlich und leicht begreiflich. Denn gerade zur Blüthezeit ziehen die Gewächse den meisten Nahrungsstoff aus der Erde an sich, da die Entwicklung der Blüthe und ihre Ausbildung viel bedarf. Wird nun die Blüthe abgebrochen, — was hier weiter keinen Nachtheil haben kann, da sich die Frucht, worauf es uns hierbei ankömmt, nicht aus der Blüthe entwickelt, — so werden die Säfte, die außerdem nach Oben und in die Blüthe strömen, nicht diesen Weg nehmen, sondern sie werden nun mehr an dem unteren Theile des Stockes haften und kräftig zu einem ausgedehnteren Wachsen der Knollen wirksam werden.

Sicheres und einfaches Verfahren brennende Schornsteine zu löschen.

Das sicherste und einfachste Verfahren, einen brennenden Schornstein zu löschen, ohne das Gebäude mit vielem Wasser begießen zu müssen, gibt Hofschornsteinfegermeister Benziger in Hannover, in Folgendem an:

Man verfolge den brennenden Schornstein bis unter das Dach, schlage mit einer Art einen Stein heraus, und gieße dann aus einem Eimer mit Wasser angefüllt, mit einem Topfe alle vier Wände des Schornstein aus; gehe dann in den folgenden Stok hinunter, schlage auch hier einen Stein aus, lösche das Feuer eben so, und fahre so fort, bis man an die Stelle gelangt, wo der Brand entstanden ist. Das noch höher, als wo man zuerst das obere

Loch geschlagen hat, vorhandene Feuer, wird durch den aufsteigenden Wasserqualm sicher von selbst erlöschen.

Sollte den Lesern sich die Frage aufdringen, ob nicht etwa dadurch, daß man Löcher in einen brennenden Schornstein schlägt, das Gebäude angezündet werden könnte? so erlaube ich mir zu bemerken, daß bekanntlich die dicke Luft der verdünnten zuströmt, mithin die äußere Luft in die in den Schornstein geschlagenen Löcher ziehen muß, und rathe zu diesem Versuche, ein brennendes Licht vor ein solches, in den Schornstein geschlagenes, Loch zu halten, so wird die Flamme des Lichts in den Schornstein ziehen und erlöschen.

Diese Löschmethode ist von meinem verstorbenen Vater länger als 50 Jahre und jederzeit mit dem besten Erfolge in Anwendung gebracht worden, und auch ich habe es als einfaches, mit wenigen Umständen verknüpftes Mittel gefunden, und es deshalb allen andern vorgezogen; denn in jedem Hause sind die dazu erforderlichen Geräthe: eine Art, Eimer, Topf, stets vorrätig, und es könnte auf die beschriebene Weise das Löschen eines brennenden Schornsteins, wenn sich kein Mann im Hause befinden sollte, auch von einer Frauensperson verrichtet werden. Seiner Einfachheit wegen ist dieses Löschverfahren hauptsächlich den Landbewohnern zu empfehlen. Rathsam würde es sein, wenn man in jedem Hause, in welchem mehrere Schornsteine mit einander verbunden sich hinaufziehen, die Schornsteine auf dem obern Boden bezeichnete, den des Erdschosses mit Nro. 1, den des ersten Stoccs mit Nro. 2, den des zweiten mit Nro. 3, u. s. w., welches leicht auszuführen und auf Lehm oder Kalk deutlich zu bemerken ist; alsdann könnte man im Fall der Noth nicht fehlgreifen und den brennenden Schornstein bestimmt treffen.

Ein schon öfters empfohlenes Mittel brennende Schornsteine zu löschen, ist der Schwefel, den man gröblich zerpulvert und gleichmäßiger Entzündung halber, auf 1 Pfund etwa mit 4 Loth Schießpulver mischt. Wenn ein Schornstein brennt so zündet man diesen Schwefel den man auf den Herd streut, an und entfernt sich sodann um den erstickenden Schwefeldämpfen auszuweichen, die, wie sie das Athmen hindern, im Aufsteigen auch die Flamme erstickt.

Der Prozeß.



Ja, ja Prozesse müssen sein! gesetzt, sie wären nicht auf Erden, wie könnt alsdann das Mein und Dem bestimmt und entschieden werden? das Streiten lehrt uns die Natur; drum, Bruder! recht' und streite nur, du siehst, man will dich übertäuben: doch gieb nicht nach, setz alles auf, und laß dem Handel seinen Lauf; denn Recht muß doch recht bleiben.

Was spricht ihr, Nachbar? Dieser Raim, der sollte meint ihr, euer sein? nein, er gehört zu meinem Hufen. „Nicht doch, Gevater! nicht, ihr irrt; ich will euch zwanzig Zeugen rufen, von denen jeder sagen wird, daß lange vor der Schwedenkzeit“ — Gevatter, ihr seid nicht gescheut! versteht ihr mich? Ich wills euch lehren, das Raim und Gras mir zugehören. Ich will nicht eher sanfte ruhn; das Recht soll den Ausspruch thun. So sagte Kunz, schlägt die Hand, und rückt den spitzen Hut in die Quere: „Ja eh ich diesen Raim entbehere, so meid ich lieber Gut und Land.“ Der Zorn bringt ihn zu schnellen Schritten, er eilet nach der nahen Stadt. Allein Herr Glimpf, sein Advocat, war kurz zuvor ins Amt geritten. Er läuft, und holt Herr Glimpfen ein. Ich sag es noch einmal, Kunz holt Herr Glimpfen ein, Herr! fängt er ganz erbittert an, mein Nachbar, der infame Mann, der Schelm, ich will ihn zwar nicht schimpfen; der, denkt nur! spricht der schmale Raim, der zwischen unsern Feldern liegt, der, spricht der Narr, der wäre sein. Mein, den will ich sehn, der mich darum betrüget. Herr, fuhr er fort, Herr, meine beste Kuh, sechs Scheffel Hafer noch dazu! (hier wieherte das Pferd vor Freuden.) O! dient mir wi-

der ihn, und helfst die Sach entscheiden. Kein Mensch, versetzt Herr Glimpf, dient freudiger als ich. Der Nachbar hat nichts einzuwenden, ihr habt das größte Recht in Händen; aus euern Reden zeigt es sich. Genug, verklagt den Ungestümen! ich will mich zwar nicht selber rühmen, dies thut kein ehrlicher Jurist; doch dies könnt ihr leicht erfahren, ob ein Proceß seit zwanzig Jahren von mir verloren worden ist? ich will euch eure Sache führen, ein Wort, ein Mann! ihr sollt sie nicht verlieren. Glimpf reitet fort. Herr! ruft ihm Kunz noch nach, ich halte, was ich euch versprach! — Wie hitzig wird der Streit getrieben! manch Ries Papier wird voll geschrieben. Das halbe Dorf muß in das Amt: man eilt, die Zeugen abzuholen, und fünf und zwanzig müssen schwören, und diese schwören insgesammt, daß, wie die alte Nachricht lehrte, der Raim ihm gar nicht zugehörte. Ei, Kunz, das Ding geht ziemlich schlecht! ich weiß zwar wenig von dem Rechte; doch im Vertrauen geredt, ich dächte, du hättest nicht das größte Recht. Manch widrig Urtheil kommt; doch laßt es widrig klingen! Glimpf muntert den Klienten auf: laß dem Prozesse seinen Lauf, ich schwör euch, endlich durchzudringen! doch.. — Herr, ich hör es schon; ich will das Geld gleich bringen. Kunz borgt manch Capital. Fünf Jahre währt der Streit; allein, warum so lange Zeit? dies Leser, kann ich dir nicht sagen. Du mußt die Rechtsgelehrten fragen. — Ein letztes Urtheil kommt. O seht doch, Kunz gewinnt! er hat zwar viel dabei gelitten; allein was thuts, daß Haus und Hof verstritten, und Haus und Hof schon angeschlagen sind? genug,

daß er den Kain gewinnt. O! ruft er, lernt von mir den Streit aufs höchste treiben, ihr seht ja, Recht muß doch Recht bleiben!

Der Auferstandene.

Voriges Jahr wurde der reiche Kaufmann Clodomir Frenois auf der Insel Mauritius in seiner Wohnung todt und schrecklich verstümmelt gefunden. Sein Leichnam lag am Boden, das Gesicht war durch einen Schuß ganz unkenntlich gemacht und daneben fand man ein Pistol. Auf dem Tisch lag ein Billet des Inhalts:

„Ich bin ruinirt, ein Dieb raubte mir 260,000 fl. es bleibt mir nur die Schande übrig und diese kann ich nicht ertragen.. Ich übertrage meiner Frau, meinen Gläubigern den Rest unsers Vermögens zu überlassen und bitte Gott, meine Freunde und Feinde, mir den Tod zu verzeihen. Noch eine Minute und ich bin in die Ewigkeit eingegangen.

Clodomir Frenois.“

Die Bestürzung war allgemein und Jedermann beklagte den allgemein geachteten Mann. Seine Wittwe konnte nach einigen Wochen ihren Schmerz nicht länger ertragen und entschloß sich, sich ganz Gott zu weihen; sie trat in ein Kloster der Büsserinnen und überließ dem Neffen ihres Gatten, einem Arzte, die Ordnung des Nachlasses.

Nachforschungen ergaben, daß der Diebstahl mit dem Verschwinden eines gewissen John Moon zusammenreffe, der früher in dem Hause Frenois gearbeitet hatte. Einige Zeit darauf erschien jedoch derselbe wieder auf der Insel und erklärte seine Flucht durch die Angabe, er sei von seinem Herrn nach Frankreich

geschickt worden. Man begnügte sich damit und die Sache war bald ganz vergessen.

Vor kurzem klopfte indeß Jemand an die Thüre William Burnetts, des Hauptgläubigers des verstorbenen Frenois, und als er hereingeführt wurde, erkannte der Kaufmann in dem Fremden zu seinem größten Entsetzen seinen Schuldner, den er vor einem Jahre todt und verstümmelt gesehen, dessen Beerdigung er beigewohnt hatte.

Was sie sprachen, weiß man nicht; Burnett begab sich aber bald darauf zu dem Criminalrichter und am andern Tage, als John Moon seinen Thee trank unter den Palmen seines Gartens mit einer Circassierin, die er seit kurzem gekauft hatte, wurde er verhaftet und in das Gefängniß abgeführt.

Er erschien bald darauf vor dem Criminalgerichte, angeklagt des Diebstahls bei dem seligen Clodomir Frenois, lächelte aber mit der Zuversicht eines Mannes, der nichts zu fürchten hat, betheuerte seine Unschuld und erklärte, man werde ihn unmöglich verurtheilen können, da doch nicht ein Zeuge gegen ihn aufzutreten vermöge.

Der Präsident winkte, es öffnete sich eine Thüre und herein trat Clodomir Frenois, der sich selbst umgebracht hatte.

Die Haare standen allen Anwesenden zu Berge und die Frauen entflohen. John Moon sank auf seine Knie und gestand sein Verbrechen. Sein Verteidiger aber meinte, ein durch die Furcht entrißenes Geständniß sei ungültig, erst müsse nachgewiesen werden, wer der angeblich auferstandene Clodomir Frenois sei.

Dieser nahm darauf das Wort und

sprach: „Als ich den Diebstahl bemerkte, den der Angeklagte begangen hatte, war er entflohen und jeder Versuch, ihn einzuholen, mußte vergeblich sein. Ich nahm mir deshalb vor, mein Leben zu beenden, um meine Schande nicht zu sehen. Es war sieben Uhr Abends. Ich schrieb den Brief, der auf meinem Tische gefunden wurde und zog den Hahn an meinem Pistol auf. Nachdem ich ein kurzes Gebet gehalten, brachte ich die Mündung des Rohres in den Mund und legte den Finger an den Drücker, als.. ich ein Klopfen an meiner Thüre hörte. Ich versteckte das Pistol und öffnete die Thüre. Es trat ein Mann ein, in welchem ich den Todtengräber erkannte.. Er trug auf der Achsel einen Leichnam, der für meinen Neffen, den Arzt, bestimmt war; denn das Gericht weiß, wie selten hier Leichname zur Section (Zergliederung) sind.. Es war ihm anfänglich nicht lieb, mich zu treffen und er bat dringend, ich möge von der Sache nicht sprechen, weil er sonst um sein Amt kommen würde. Ich kam da auf eine Idee, gab dem Manne ein Paar Goldstücke und trug dann den Leichnam selbst in mein Zimmer. Er war von meiner Größe und hatte braunes Haar wie ich. „Ihr sterblichen Reste des Armen!“ sagte ich zu mir, indem ich mich bekreuzigte, „vergebt, wenn ich Euch zertrümmere, .. es geschieht, um den Ruin von zwanzig Familien zu verhindern.. Gelingt es, so soll Deine Familie die meinige sein.“ (Es war der Leichnam eines armen Fischers, den seine Familie aus Noth verkauft hatte.)

„Ich legte meine Kleider ab und zog sie dem Todten an, dann setzte ich ihm das Pistol auf das Gesicht, gab ihm den Schuß, der für mich bestimmt gewesen

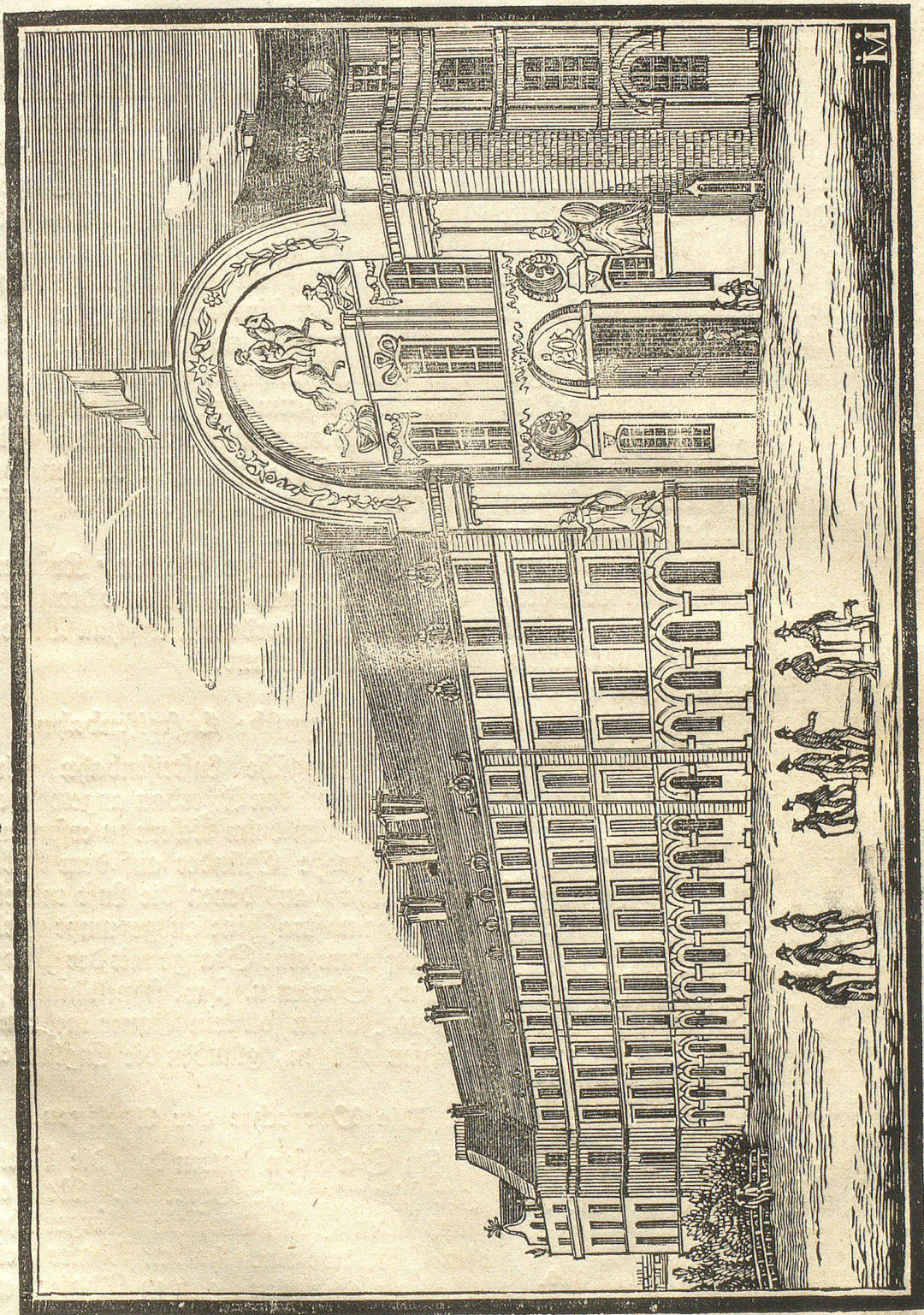
war und die Kugel zerriß es ganz und gar. Er war unmöglich zu erkennen. Als dies geschehen war, legte ich einfache Kleider an, rasirte mir den Backenbart und die Augenbraunen ab und am Morgen war ich auf einem französischen Schiffe, das nach dem Festlande unter Segel ging. Was ich vorausgesehen hatte, geschah. Mein unwürdiger Commis kam, als er meinen Tod erfuhr, auf die Insel zurück, während ich in Paris ermittelte, wo er meine Gelder in Frankreich hinterlegt hatte. So gelingt es mir, alle meine Gläubiger befriedigen zu können und wieder in Ehren zu leben.“

Das Gericht verurtheilte den John Moon zu lebenslänglicher Haft.

Quacksalberei.

Ein amerikanischer Arzt, Dr. Ticknor, hat ein Werk über Quacksalberei herausgegeben, in welchem er unter anderm folgende Anekdote erzählt: Einer der Quacksalber, von denen es in jenem Theile der Welt wimmelt, pflegte seinen Patienten zu sagen, es befinde sich irgend ein besonderer Gegenstand in dem Magen, Apfelskerne z. B. oder, wenn der Patient ein Jagdfreund war, einige Schrotkörner, und er hatte immer Recht. Eine Dame, die sich auch an ihn wendete, erfuhr von ihm, die Ursache ihres Leidens sei ein Apfelskern, den sie verschluckt habe, wogegen sie indeß die Bemerkung machte, sie habe seit sechs Jahren keine Apfel gegessen. Der Quacksalber bestand auf seiner Meinung, die Pillen wurden genommen und siehe da, man fand die Apfelskerne. Es wurde eine zweite Dosis gegeben und der Erfolg war derselbe. Die Dame, die noch immer zweifelte, schnitt endlich eine der Pillen auf und siehe da! in der Pille fand sich ein Apfelskern. So klärte sich das Geheimniß des Quacksalbers auf.

Das Invalidenhaus zu Paris.



Dies ist eines der großartigsten Gebäude von Paris, um so mehr, da es nicht in dem Dilect der Hauptstadt liegt, sondern ganz abgeschlossen, aber doch dem Centrum des Pariser Lebens nahe, unweit der Deputirtenkammer und des Tuileriengartens. Die Hauptseite des Gebäudes ist 612 Fuß lang, ihre Höhe umfaßt drei Stockwerke über dem Erdgeschoß, die mit nicht weniger als 312 Fenster versehen sind. Dieses große Gebäude, das 7000 Menschen beherbergen kann, steht unter einem Gouverneur, dem ein Stab und ein Administrationsrath beigegeben ist. Die Invaliden die hier beherbergt, gespeist, gekleidet und von geschickten Aerzten erforderlichenfalls behandelt werden, erhalten, je nach dem Grade, den sie bekleidet und den Wunden, die sie erhalten, täglichen Sold. — Zwei Statuen (Bildsäulen) halten zur Rechten und Linken des Eingangs, der in die cour royale führt, Wacht. Diese cour royale, ein großer geräumiger Hof, der mit Bogenwegen rings umgeben ist, dient den alten Kriegern bei schlechtem Wetter als Promenade, während sie bei heiterm Wetter sich in dichten Haufen im Vorhofe sonnen. Aus dem Hofe der Invaliden tritt man in die Kirche und jenseits derselben liegt der Dom mit vergoldeter Kuppel, die wie eine Siegessonne, weithin in die Ferne leuchtet. — In diesem Dome nun wird die Asche Napoleons die der dritte Sohn des Königs unter dem allgemeinen Jubel des französischen Volkes auf der Insel St. Helena abholt, unter einem prächtigen Grabmale aufbewahrt werden.

Die Jugend eines Marschalls.

Bonaparte besuchte, als er noch Artillerielieutenant war, des Sonntags mit sei-

nen Kameraden zuweilen die Umgegend der Stadt. Oefters sahen sie eine Zeit lang einem Balle unter freiem Himmel zu, den für wenig Geld ein Krämer in der Stadt gab, welcher in seiner Mußzeit aufzuspielen pflegte. Dieser Geigenspieler war früher Soldat gewesen, hatte sich, als er den Abschied erhalten, in Valence niedergelassen, sich verheirathet und trieb dort seine doppelte Industrie; da jedoch auch sie noch nicht hinreichte, ihm sein Auskommen zu verschaffen, so suchte er noch um eine Stelle als Copist in einem Verwaltungsbureau nach. Hier war es, daß die ersten Freiwilligen-Bataillone ihn im Jahre 1790 aufgriffen und mitnahmen.

Dieser ehemalige Soldat, Krämer, Geigenspieler und Copist war der später so berühmt gewordene Marschall Victor, Herzog von Belluno.

Die Cleggsche Lusteisenbahn.

Die Cleggsche Lusteisenbahn wird auch schon auf den Ackerbau angewendet. Um die Ochsen beim Ackern zu ersparen, werden große Cylinder auf dem Acker angebracht, aus denen die Luft mittelst einer Dampfmaschine ausgepumpt wird, worauf dann eine Stange mit der Pflugschaar, Spaten u. s. w. schnell hinläuft. In 20 Jahren soll kein Bauer mehr mit Ochsen pflügen, glauben die Engländer.

Die Vorrechte der Adelligen.

In Sachsen hatten doch die Adelligen sehr erhebliche Vorrechte. Nach einem alten Gesetz darf ein Bürgerlicher im Spiel nur einen halben Thaler, ein Adelliger aber einen ganzen Thaler verlieren.

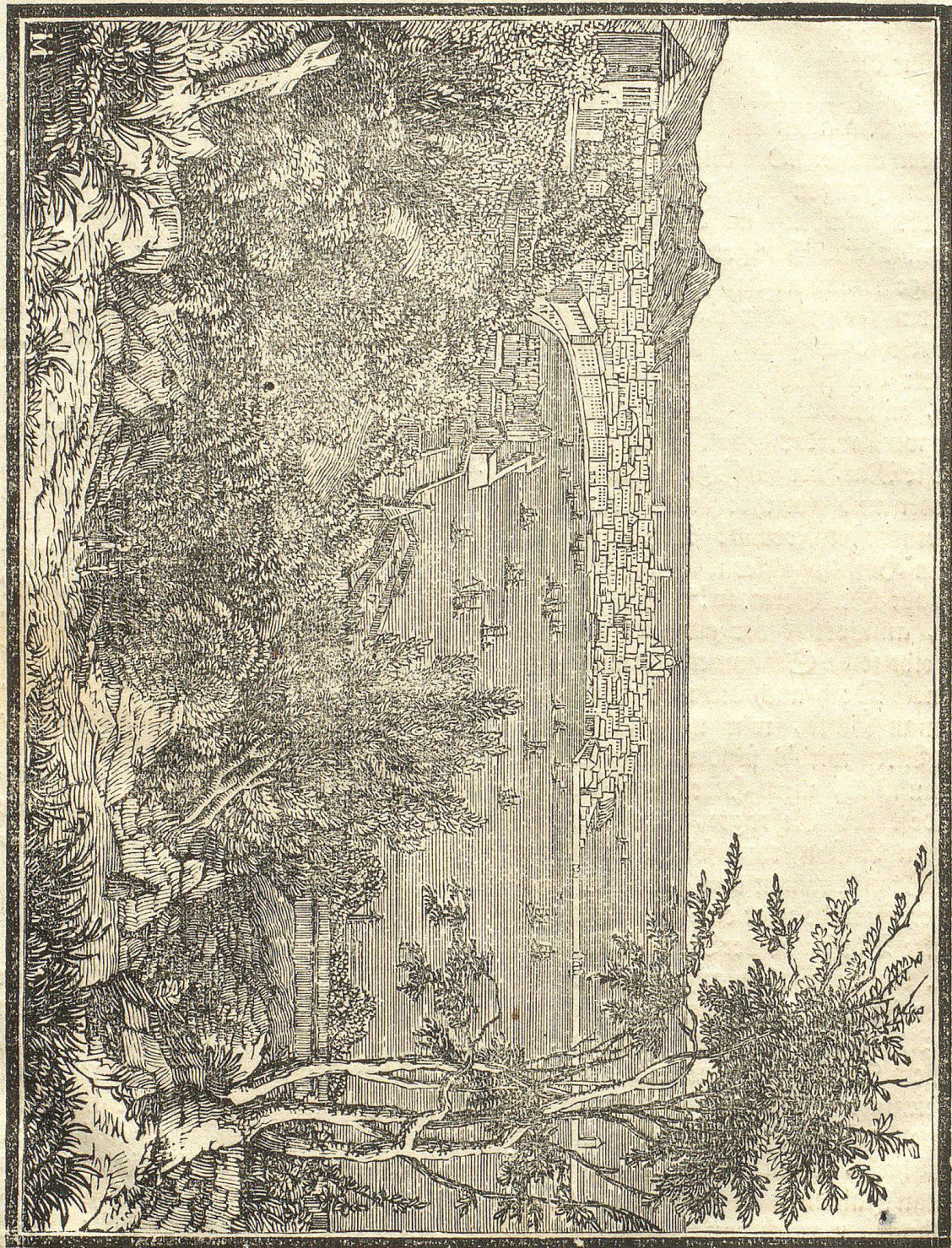
Kutscher, fahr zu!

„Kutscher, fahr zu, auf eine Stunde!“ Mit diesen Worten sprang in Paris ein junger Mensch in ein Cabriolet und gab dem alten Kutscher an, wohin er fahren müsse. Der Alte fährt schnell, aber dem Jungen doch nicht schnell genug, bis sie endlich an dem bestimmten Ort anlangen. Mit großer Hast stürmt der junge Mann in das Haus, vor dem sie halten, kehrt aber bald traurig und niedergeschlagen zurück. Nicht mehr da, murmelt der Fremde und befiehlt dem Alten, in eine andere Straße zu fahren. Dort wird wieder gehalten, es geht wie das erste Mal, der Passagier kommt noch betrübter und spricht: „todt also, das war sein bester Freund! Doch noch immer ein Hoffnungsstern. Schnell in die Vorstadt St. Germain!“ Gut, mein Herr, antwortete der gutmüthige Alte und treibt seine Schimmel abermals zum Laufen. Doch auch diesmal vergebens, was man suchte, war nicht zu finden. Dem Alten wird's sonderbar zu Muth. Wo nun hin, mein Herr? Zur Polizei, erwiedert der Gefragte, das hätte ich gleich im Anfang thun sollen. Aus der einen Stunde waren drei geworden, allein der Fremde zeigt eine mit Dukaten gespickte Börse und der Alte läßt sich's gefallen. Auf der Polizei angekommen, läßt sich der Fremde also vernehmen: „Ich heiße Alfred Lendry, aus Paris gebürtig, mein Vater war Kaufmann und ich sein einziger Sohn und wohnte in der Tempelstraße Nr. 38. Weil er mich so streng hielt, entließ ich ihm und gieng vor zehn Jahren nach Amerika. Dort angelangt, war ich von Allem entblößt und es ging mir zehnmal schlimmer als in Paris. Doch ich griff frisch zur Ar-

beit und das Glück war mir günstig, bald hatte ich mein gutes Auskommen und noch mehr. Ich schrieb an meinen Vater, bat ihn um Verzeihung und schickte ihm zum Zeichen, daß es mir gut ging, mein Ersparthes. Allein ich erhielt Brief und Geld uneröffnet wieder zurück und auf spätere Briefe gar keine Antwort. Wo wohnt mein Vater, was ist aus ihm geworden?“ Der Polizeibeamte schlägt nach und giebt dem Fremden die gewünschte Auskunft. Dem Alten war indeß das Warten schier zu lange geworden und er dachte schon, es wäre doch besser gewesen, ich hätte den blanken Dukaten, den mir der Fremde anbot, genommen, denn am Ende habe ich ihn doch umsonst kutschiert. Doch plötzlich stand dieser wieder vor ihm und die Fahrt sollte aufs Neue beginnen. Wohin? „Zum Cabrioletvermiether Golpin.“ Das ist mein Herr, antwortete der Alte. „Kennt Ihr den Kutscher von Nr. 440?“ Das ist meine Nummer. „Wie, Du mein Vater!“ Und damit lagen sich Beide in den Armen. Die Geschichte ist zu Ende; Eltern und Kinder aber können Manches daraus lernen. Kutscher, fahr zu!

Seltene Ehrlichkeit.

Als in Petersburg ein Miethkutscher spät Abends nach Hause kam und der Ordnung wegen seinen Schlitten visitirte, fand sich in demselben ein Sack mit 1000 Stück Silberrubeln. Er besinnt sich, wen er den Tag über gefahren hat und macht am andern Tag dem Polizeiamt davon Anzeige. Man forscht nach und es findet sich der Eigenthümer, ein reicher Consul, der, gerührt von der Ehrlichkeit des Kutschers, sogleich die Hälfte davon ihm zum Geschenk überließ.



Genoa.

Das stolze Genua; den solchen war der Titel, den es sich während der Periode seines Glanzes erwarb, ist wesentlich eine Handelsstadt. Das anstoßende Gebiet ist größtentheils felsig, und bringt weder vegetabilische noch thierische Nahrung in der für den Bedarf seiner Bewohner erforderlichen Menge hervor. Hätten letztere ihre Betriebsamkeit einzig und allein auf Bestellung des Bodens zur Gewinnung ihres Lebensunterhaltes gerichtet, so würde man hier, anstatt einer großen Stadt mit großartigen Gebäuden und reichen Kaufleuten, bloß die Hütten einiger armen, von Eleganz und Bequemlichkeiten des Lebens nichts wissenden Fischern sehen. Glücklicherweise wurde die Thätigkeit der Genuesen auf den Pfad gelenkt, welchen ihnen die Sachlage selbst anzeigte, und sie erwarben sich frühzeitig einen hohen Ruhm als Manufakturisten und Kaufleute. Ihr eigener Boden verweigerte ihnen die nöthigen Lebensbedürfnisse, aber sie erlangten mehr als diese, nämlich: — Luxus und Bequemlichkeiten in Fülle — durch Tausch und Verkehr mit allen jenen fruchtbaren Ländern, welche an das Mittelmeer grenzen, und durch den Gebrauch, welchen sie überall in Europa durch die Errichtung von Banken von ihrem Capital machten. Der Handel Genuas wurde nach einem so großen Maaßstabe geführt und war so gewinnreich, daß selbst sein Adel es seiner nicht für unwürdig hielt, sein Geld im Handel anzulegen. Die Erzeugnisse aus dem Westen und Norden Europas, desgleichen die von Spanien, Afrika, Sicilien und der Levante fanden ihren Weg nach dieser Handelsstadt, und ihre Verführung und Vertheilung eröffnete den Genuesen mannigfaltige Erwerbszweige; es waren Schiffseigner, Mäkler, Expediturs etc. erforderlich, und mit diesem Centralpunkte standen Faktore und Agenten in allen Handelsstädten von Lübeck bis Cadix und längs den Küsten des Mittelmeeres in fortwährender Correspondenz. Gleich den Holländern, deren Notional-Charakter sich größtentheils durch die physischen Verhältnisse ihres Landes gebildet hat, waren die Genuesen mäßig, betriebsam, nüchtern und sparsam, alles Eigenschaften, welche Zutrauen in Handels-Angelegenheiten einflößen.

Genua ist innerhalb einer Bai in einem weiten Golf gelegen, der sich in Halbmondform

von den Ufern Frankreichs nach denen von Toscana ausdehnt. Dies waren die Ufer der alten Republik. Der Hafen hat dieselbe Form und ist über eine Stunde lang; seinen Eingang schützen zwei Dämme, die nicht ganz eine Viertelstunde von einander hinlaufen. Der Anblick der Stadt vom Meere aus ist wahrhaft großartig. Mehrere Hügel steigen aus dem Hafen empor und bilden einen Halbkreis, auf dessen Abhänge die Stadt zum Theil erbaut ist, und eine Reihe schöner, drei Viertelstunden weit sich erstreckender Gebäude bekleidet einen schmalen Landstreifen zwischen dem Meere und den anstoßenden Höhen. Marmorne, von Gärten umgebene Paläste, nebst Kirchen und Klöstern, erheben sich auf den steilen Abhängen der Hügel im Hintergrunde einer über den andern, und die Gipfel der Hügel sind mit Wällen, Festungswerken und Batterien gekrönt, die eine doppelte Fortifications-Linie zum Schutz der Stadt auf der Landseite bilden; die äußere Linie mißt beinahe zwei Stunden in der Länge. Fenseits der Hügel erheben sich die höheren Apenninen. Die Straßen Genuas sind, mit wenigen Ausnahmen, eng, düster, steil und krumm, eine Vereinigung von Mängeln, die man in einer so großen Stadt nicht gewöhnlich findet; allein eben so wie die Straßen Venedigs, wurden die von Genua bloß für Fußgänger erbaut.

Genua, das bekanntlich jetzt zu Sardinien gehört, ist, obgleich noch eine ansehnliche Handelsstadt, doch nur noch ein Schatten von seiner sonstigen Größe.

Barometer in den Haaren eines Menschen.

In Tirol in der Nähe von Bozen, lebt ein Bauer Namens Andreas Muckler, der einen förmlichen Barometer an seinen Haaren besitzt. Bleibt es schön, so legen sich seine Haare glatt um das Haupt; droht es zu regnen, so schwellen sie an und sträuben sich empor; bei anhaltendem Regenwetter schwillt ihm der ganze Scheitel. Bei einem heftigen Donnerwetter im Juli 1834 sind ihm alle Augenbraunen förmlich ausgefallen. Seine Nachbarn sehen täglich nach was er für eine Frisur trägt; sagt man „der Andredl hat einen struppigen Kopf,“ so geht kein Bauer allzuweit von seinem Hause.

Das Gastmahl.

Es ist schon lange eingesehen, etwas feltner jedoch beherzigt worden, daß an der zunehmenden Verarmung ganzer Völkern oder einzelner Personen der Mangel an Sparsamkeit wenigstens so viel als die schlimmen Zeiten beitrage. Das Sprüchwort behält ewig Recht: einen Kreuzer, den man erspart, braucht man nicht zu erwerben. Gewiß hätten auch unsere Vorfahren uns wenig hinterlassen, wenn sie bei den erwerbreichen Zeiten, die sie hatten, sich nicht auch eingeschränkt, an wenige Bedürfnisse gewöhnt und mehr am Sein und Haben, als am Schein gehalten hätten. — Diese Wahrheit mag folgende Geschichte noch anschaulicher machen.

„Man sprach einst in einer Gesellschaft zu Rotterdam über die Ursachen des Verfalls der Republik der vereinigten Niederlande, den die meisten nur politischen Ereignissen zuschreiben wollten. Ein reicher Kaufmann äußerte darauf: wenn die Anwesenden an einem bestimmten Tage bei ihm zu Mittag essen wollten, würde er sie überzeugen, daß es noch andere Ursachen gebe, die sie heben könnten. Man nahm die Einladung an, und Alle glaubten, der Kaufmann werde ihnen, nach einem köstlichen Gastmahle, wie er es zu geben gewohnt war, bei einem Glasse Wein die Mittel angeben wollen, ihren Handelsunternehmungen günstigen Erfolg zu verschaffen. Wie groß aber war ihr Erstaunen, als sie nur Heringe und gewöhnliches Tischbier auf der Tafel fanden. Die Gäste aßen schweigend und die getäuschte Erwartung verbergend, einen Bissen. Der Wirth aber schien es nicht zu bemerken, und bat sie, es sich

schmecken zu lassen. Endlich, als man anfang nach der Uhr zu sehen, befahl er, das Essen aufzutragen. Bei diesem Worte erglänzten alle Gesichter, und alsbald erschien eine gesottene Hammelskeule mit Rüben, nebst einigen Krügen Doppelbier. Diese Schüssel war jedoch nicht erfreuender, als die erste, und pakte wenig zu der glänzenden Pracht des Hauses. Man opferte Gewissen und Wahrhaftigkeit, als man Keule und Bier pries, endlich aber fiengen einige zu gähnen an, und die Hälfte des Fleischstückes blieb unberührt unter den zahlreichen Gästen. Der Wirth, dem ihr Kummer nicht entging, winkte heimlich einem alten grauhaarigen Diener, der ehrerbietig an einem Nebentische stand, um Brod oder Bier zu reichen. Der Alte verließ das Zimmer, und die Unterhaltung ward immer matter, aber die Blicke der Gäste waren beredter als ihre Zungen. Plötzlich flogen die Flügelthüren auf, und es erschien ein Zug von zwölf Dienern mit großen Schüsseln von erlesenen Fischen, Fleischspeisen und Geflügel und allen Leckerbissen der Jahreszeit. Zwei Diener ohne Livree stellten sich hinter den Wirth, die übrigen aber glänzend gepußt, hinter die Gäste. Ueber fünfzehn verschiedene Weine wurden herumgegeben, und selbst die reichsten Gäste waren erstaunt über den Glanz und die Mannigfaltigkeit der Bewirthung.“

„Als manden eben so leckern Nachtsch aufgetragen hatte, und die Gläser munterer geleert wurden, glaubte ein kluger Gast, es sei endlich Zeit, den Wirth um die versprochene Erläuterung zu bitten. „Ich habe meine Meinung schon gesagt, werthe Herren! und meine Lehre schon gegeben. Als unsere Vorfahren unter

Burgund, Oesterreich und Spanien, zu Wohlstand sich erhoben, waren sie mit unserer ersten Schüssel zufrieden, und dankten noch dem Erfinder. In zweitem Zeitraum als durch das edle Haus Oranien und Moriz von Nassau, unsere Macht in Ost- und Westindien gegründet ward, und Handelsreichthum unsere Häfen und Kanäle überschwemmte, war man noch immer sparsam aus Gewohnheit und Klugheit, und unsere reichsten Rathsherrn begnügten sich mit Hammelfleisch und gesundem Bier. Die Mahlzeit, womit ich Sie zu bewirthen die Ehre gehabt habe, ist nur ein sehr gemäßigtes Bild von unserer jetzigen Lage. Nehmen Sie dazu den Aufwand und Prunk in Häusern, Hausgeräthe und Wagen, und berechnen Sie selber, wie groß der Unterschied ist, ein Unterschied, den man, auch nur in einem Jahre, zur Zeit unserer bärtigen Voreltern, schon für ein Vermögen gehalten haben würde.“

Willst du Nutzen machen, so schau auf alle deine Sachen.

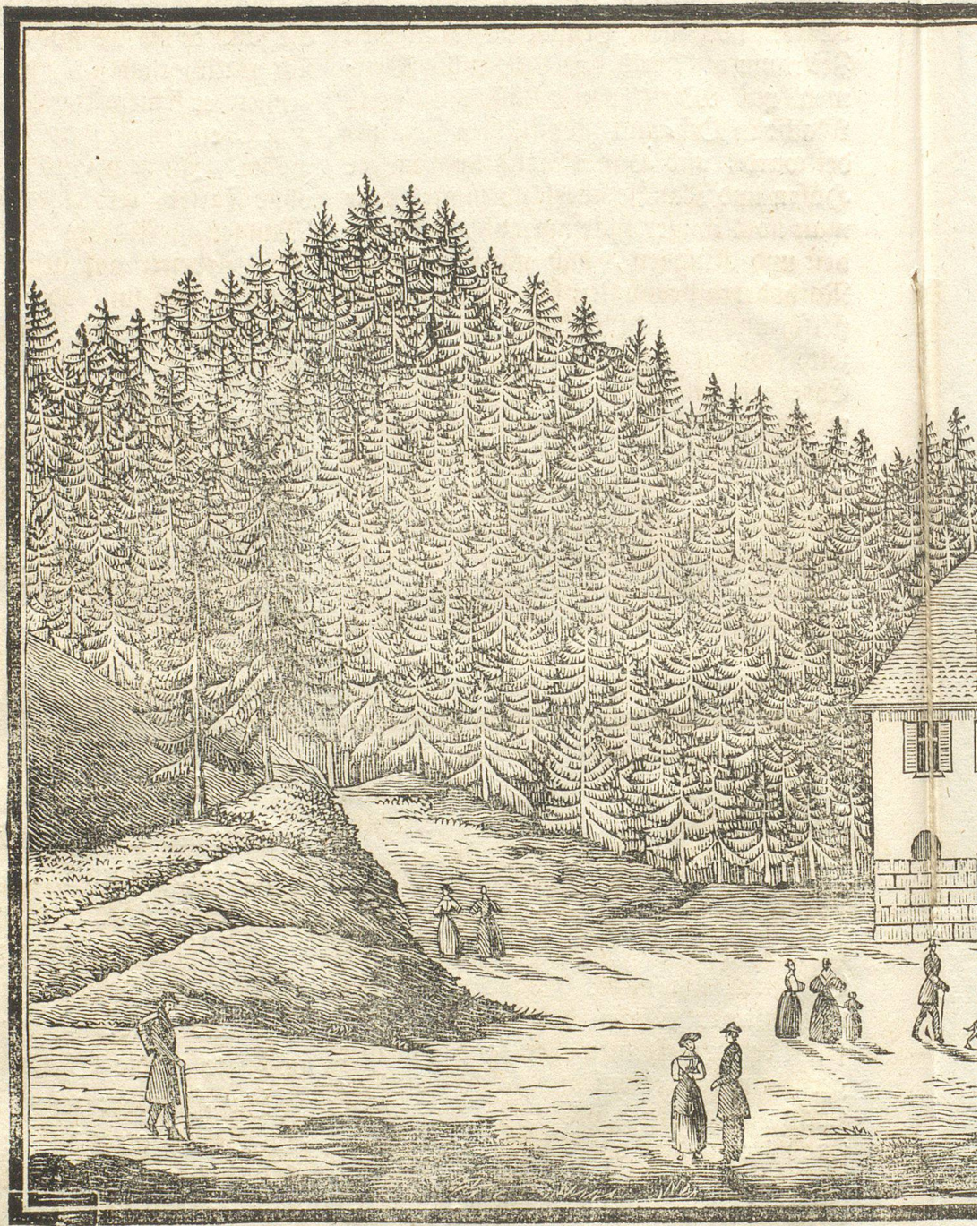
Pater Abraham a St. Clara, in seinem Judas der Erscheim, erzählt: Ein Mann, welcher dem Müßiggang ergeben war, merkte nach einiger Zeit, daß seine Hauswirthschaft in Verfall komme und die Armuth mit großen Schritten sich nahe. Er hätte sich als vernünftiger Mann die Ursache davon selbst erklären können: er fand es aber gerathener, zu einem alten Weib die Zuflucht zu nehmen, welches in dem Rufe stand, eine Heze oder Schwarzkünstlerin zu sein. Die Frau versprach dem Uebel abzubelfen, und gab dem Mann ein kleines, vor allen Seiten versiegeltes Schächtelchen, mit dem Befehl, es alle Tage

in die Küche, in den Keller, kurz an alle Orte der Wirthschaft hinzutragen. Der Mann befolgte den Befehl. In der Küche fand er die Mägde, welche aßen und sich gütlich thaten. In dem Keller begnüete er seinem eigenen Sohn, welcher den Wein in großen Krügen forttragen wollte. In dem Stalle stand das Vieh ohne Futter, und eine Kuh hatte wegen Mangel an Aufsicht das Kalb zertreten. Die Arbeiter auf dem Felde schliefen, wenn er hinkam, oder versäumten doch die Arbeit: kaum bemerkten sie aber, daß der Herr an allen Orten täglich nachsah, so wurden sie fleißiger, und nach sechs Monaten überzeugte sich der Mann, daß seine Wirthschaft noch einmal so viel eintrug, als zuvor. Er wurde neugierig, den Talisman kennen zu lernen, durch welchen die Zauberin dieses bewirkt hatte, und öffnete das Schächtelchen. Wie beschämt war er, als er auf einem Zettelchen nur folgende Worte fand: „Willst du Nutzen machen, so schau auf alle deine Sachen.“

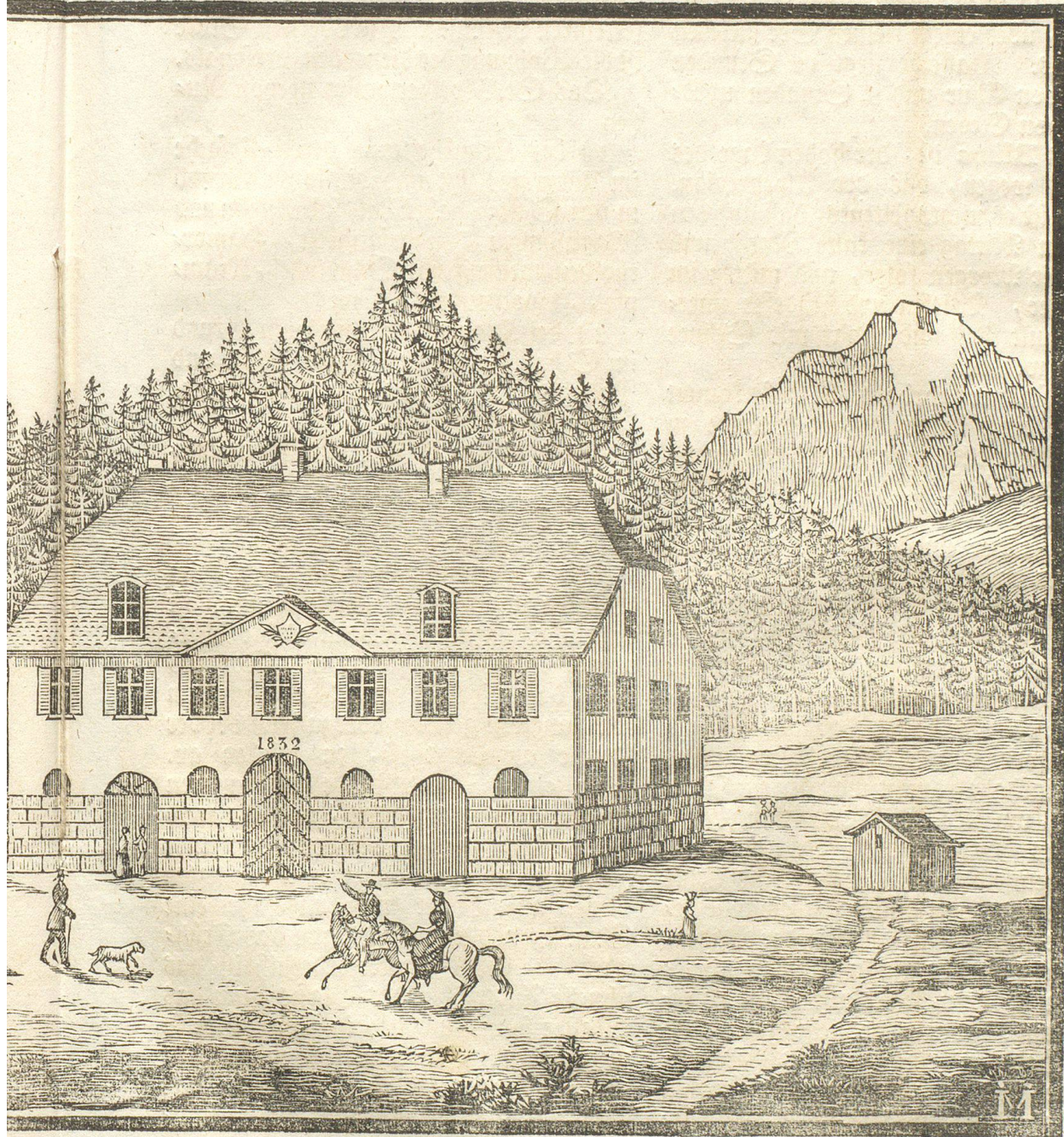
Mäßigkeitsvereine.

Wie der Capitain Marryat erzählt, konnte man einen Mann in einer amerikanischen Stadt nicht bewegen, zu dem Mäßigkeitsvereine zu treten; man machte ihm deshalb endlich betrunken und in der Betrunkenheit unterzeichnete er die Statuten. —

In Hanover zeigte vor kurzer Zeit ein Wirth an, daß er seine geistigen Getränke zum Nutzen des Mäßigkeitsvereines für die Hälfte des frühern Preises verkaufe.



Curhaus bei St. Moritz.



Im südwestlichen Theile des Ober-Engadin, im Kanton Graubünden, liegt, 5570 Fuß über Meer, das Dorf St. Moritz, über einem kleinen See gleichen Namens. Dasselbe liegt 14 Stunden südlich von Chur und 9 Stunden nordöstlich von Cleven.

Das Klima ist, der hohen Lage des Dorfes wegen, das der Alpenregion. Daher ist es nichts seltenes, daß auf den schönsten Mittag eine kalte Nacht und ein kalter Morgen folgt, und mitten im Sommer, Wiesen und Dörfer unerwartet mit Reif und sogar mit Schnee bedeckt werden.

Auf schöner fahrbarer Straße kommt man in einer kleinen halben Stunde zu dem, südwestlich vom Dorfe gelegenen, auf einer Wiese entspringenden, Sauerbrunnen.

Wo früher eine elende Hütte stand, die kaum vor Wind und Wetter schützte steht nun ein ansehnliches Gebäude. — Ebenen Fußes in der linken Ecke, in der Mitte einer geräumigen, hellen und trocknen Trinkhalle sieht man gleich beim Eintritt in das Curhaus, den aus Granitplatten formirten Wasserbehälter. Aus der Trinkhalle kommt man in ein Vorzimmer, wo die Vorrichtung zum Wärmen des Badewassers geschieht; und hinter demselben befinden sich sechs kleine Zimmerchen, mit einer Badewanne jedes, wo beliebigen Falls sich der Badende mittelst an den Zuflußkanälen angebrachten Röhren, selbst mit Wasser versehen kann. Wer es vorzieht, kann nach dem Bade in ein heizbares Zimmerchen und in's Bett sich begeben, wohin den Badenden auf Verlangen auch Erfrischungen gebracht werden.

In der Fronte sind zwei ausgemahlte

Spaziersäle von 70 Schuh Länge und etwa 20 Schuh Breite, heizbar, zum Gebrauch der Gäste während dem Wassertrinken bestimmt. Im obersten Stofe ist die Wohnung des dienenden Personals.

Das St. Moritzerwasser ist von Nutzen

1) bei Krankheiten, deren Ursache im Unterleibe sitzt und die ihren Grund in den Säften haben, als: Schleim und Magen Husten, Engbrüstigkeit, Hämorrhoiden, weiße Fluß, Schwindel, Krämpfe, Hypochondrie u. s. w.

2) bei Krankheiten, die ihren Grund in Schwäche haben; gegen Gicht und Podagra hat sich das Wasser unter anderm sehr oft erprobt,

Nachtheilig ist das Wasser hauptsächlich bei Fiebern, Vollblütigkeit, Eiterungen in den Eingeweiden des Körpers und bei der fallenden Sucht.

Die Ordnung, welche man beim Trinken ungefähr zu befolgen hat, ist ungefähr folgende: Wenn es die Witterung erlaubt, so fängt man Morgens früh, doch niemals vor 6 Uhr, nach dem man langsam geritten oder zu Fuß bei der Quelle angelangt ist, zu trinken an. Von einer Viertelstunde zur andern trinkt man also ein Glas, und die welche weniger zu trinken haben, von einer halben Stunde zur andern. Vom letzten Glase an wartet man ungefähr eine Stunde, und nimmt alsdann das Frühstück. — Ein Haupterforderniß ist das schnelle Austrinken des Glases, um das Wasser so viel möglich in seiner Stärke zu genießen. Hat man sich mit Reden ein wenig verweilt, so schütte man das halbgeleerte oder volle Glas aus und lasse sich ein frisches fassen. —

Die Geschicklichkeit der Blinden.

Man hält oft die blinden Menschen für dumme Geschöpfe, die zu nichts taugen, die, weil sie nichts sehen, auch nichts merken und verstehen, und mit denen also gar nichts anzufangen sei. Hierin irrt man sich sehr, und von der Geschicklichkeit und Kunstfertigkeit der Blinden sind viele merkwürdige Beispiele bekannt.

Der Bildhauer Ganibasius war im zwanzigsten Jahre an beiden Augen blind geworden und hatte deswegen zehn Jahre lang seine Kunst nicht mehr betrieben. Dann versuchte er es, die Bildsäule des Herzogs Kosmus I. auf Florenz nachzubilden, indem er dieselbe bloß mit den Fingern betastete; und diese Arbeit gelang ihm so wohl, daß Jedermann sie bewunderte. Er wurde dadurch ermutigt, noch andere Kunstwerke zu verfertigen, die ihm den Ruhm eines geschickten Bildhauers erwarben.

Johann Vermaasen in Utrecht, der im zweiten Jahre seines Lebens blind wurde, erkannte durch bloßes Anfühlen den Unterschied der Farben, doch mußte das nüchtern geschehen, denn wenn er nur einen Löffel voll getrunken hatte, so war für diesen Tag die Freiheit verloren. An der größern Rauheit oder Glätte merkte er die Verschiedenheit der Farben, — und ein anderer Blinder, der die gleiche Fertigkeit besaß, behauptete, das Schwarze habe die rauheste, das Rothe dagegen die glatteste Oberfläche.

Peter Johansson in Cnapet in Schweden wurde in seinem dritten Lebensjahre durch die Blattern blind, doch konnte er Tag und Nacht einigermaßen unterscheiden. In seinem dreißigsten

Jahre verlor er auch diesen schwachen Schein. Dennoch erwarb er sich nicht nur die Geschicklichkeit, auf Straßen und selbst im Gehölze ohne Führer seinen Weg zu finden, sondern auch verschiedene Geschäfte zu verrichten. Er verfertigte Wagen, Karren, Schlitten, Räder 2c. Er konnte Fässer binden, Eisen schmieden und Messer verfertigen. Er baute sich selbst ein Haus und richtete es ein, goß Knöpfe und Schnallen, löthete Metall, besserte Töpfe aus, machte Schuhe, Blasbälge, Violinen und spielte letztere mit Fertigkeit.

Von einem blinden Frauenzimmer in Berlin wird erzählt, sie habe alle ihre Kleidungsstücke, vermittelst des bloßen Gefühls sehr genau gekannt, und ihre Schwester habe sie nie hintergehen können, wenn sie ihren eigenen Mantel mit dem ihrigen vertauschte, obgleich beide aus einerlei Zeug und von derselben Hand gemacht waren. Aus dem ganzen Haufen der gemeinschaftlichen Wäsche suchte sie ihre Schürzen, Tücher, Hauben 2c. heraus, ohne jemals zu irren. In der Gesellschaft benahm sie sich so, daß Niemand, dem ihr Unglück nicht schon bekannt war, ihre Blindheit so leicht merken konnte. Nach dem bloßen Gehör beurtheilte sie, wenn ankommende Personen ihr ein Kompliment machten und erwiderte es. Sie kannte an der Stimme und selbst am Gange einen Jeden ihrer Bekannten, wenn er auch noch so selten zu ihr kam.

Ein Mann in der Gegend von Caen, der in seinem neunten Jahre durch die Blattern stockblind geworden war, legte eine Uhr stückweise auseinander, reinigte alle Räder und übrigen Theile derselben, besserte die schadhafteste Stelle aus und setzte sie hernach wieder vollkommen zusammen.

Strenge Strafen nach der Reformation.

Streng, oft grausam war die Bestrafung mancher Laster um die Zeit der Reformation in der Schweiz wie aus einigen Beispielen zu ersehen.

Ehebruch wurde nur mit kurzer Gefängnißstrafe und bei Wiederholung mit Verbannung gestraft.

Supplerei bestrafte man mit dem Pranger.

In Bern hatte ein 16 jähriger Knabe seine Mutter geschlagen und einen Diebstahl begangen. Er wurde hingerichtet, und zwar heimlich, um seine Verwandten zu schonen; — eben so wurde ein junges Mädchen wegen Diebstahl und Unsitlichkeit heimlich ertränkt.

Schonungslos verfuhr man gegen Kindsmörderinnen. Eine zu Basel hatte (1567) ihr Kind, dessen Vater ihr Schwager war, in die Wirsig geworfen. Sie wurde verurtheilt, lebendig begraben zu werden. Auf die Bitte der Geistlichen ward diese Strafe in Ertränkung verwandelt. Als sie, obgleich gebunden, doch im Rheine nicht ertrank, sondern lebendig ans Land geschwemmt wurde, fand sie Gnade und später sogar — einen Mann.

Gotteslästerung sah man als ein Todesverbrechen an. In Riehen, im Kanton Basel, wurde einem Gotteslästerer ein Stück von der Zunge abgeschnitten; ein anderer enthauptet.

Als allgemeine Beobachtung mag es gelten, daß in jener Zeit rohe Ausbrüche des Lasters häufiger vorkamen, als in unserer Zeit. Einzigh zu Basel zählte man im 16. Jahrhunderte mehr als 60 Mordthaten und 17 Selbstmorde.

Selbst Seuchen und Pest, die in jener Zeit wiederholt fürchterlich wütheten, vermochten nicht, der bei vielen herrschenden Sinnlichkeit Schranken zu setzen.

Als 1609 zu Basel mehr als 4000 Menschen von der Pest dahingerafft worden, so wird doch ausdrücklich bemerkt: Nach dieser Züchtigung folgte doch keine rechte Sinnesänderung. Die Pest von 1564 beschreibt der Doktor Plater in Basel, ein Sohn des bekannten Thomas Plater: Der Sterbend, darin ich als Medikus gedient habe, war sehr groß. Es starben vom jungen Volk am meisten; demnach viele Dienstmägde und altherhand Werksgefallen. Der Sterbend währte

bei 15 Monate. Die Gassen waren gar leer vor Leuten und man verspürte in den Versammlungen der Kirchen und anderswo grossen Abbruch und Weite. Wo aber der Mann oder das Weib starb, gab es gleich wieder eine Heirath. Sie nahmen einander gleich, nachdem eines etwa wenige Wochen vorher aus der Ehe gestorben war. Die Obrigkeit wurde dadurch bewogen, es zu verbieten.

Der Hexen-Überglaupe führte manches unglückliche Opfer auf den Scheiterhaufen. Johannes Haller bemerkt zum Jahr 1568: Im August wurde zu Erlach eine Hexe verbrannt, sammt ihrer Tochter. Eine wunderliche Historie; man sagt, was Neuens die Tochter gehabt, und was Gestank es gsin, da man sie verbrannt.

Der Freiherr von Zohensax und Forst- eck im Kanton St. Gallen.

Der Freiherr Ulrich Philipp war als Bürger von Zürich und durch den Einfluß seiner zweiten Frau der Reformation so geneigt, daß er den neuen Glauben auch in seiner Herrschaft auszubreiten suchte. 1565 rief ihm Zürich, er solle niemanden mehr zum Abfallen zwingen; man müsse die Zeit erwarten, und dürfe hierin nicht zu sehr eilen. Allein nicht alle Ebnen theilten die Ueberzeugung ihres protestantischen Vaters. Der älteste von den Ebnen, Albert, war so eifrig katholisch, daß er im Zorne den Landvogt Trösch von Uri umbrachte, weil dieser ihn einen lutherischen Bauer gescholten hatte. Dagegen folgte dessen jüngerer Stiefbruder, Johann Philipp um so entschiedener dem Glauben seiner Eltern. Er erhielt seine Bildung zu St. Gallen und Zürich, zu Lausanne und Genf, auf den Universitäten von Heidelberg und Paris, in England und am pfälzischen Hofe. Unter Wilhelm von Dranien betrat er auch die militärische Laufbahn. Nachher wurde er geheimer Rath in der Pfalz. Sechs Jahre später, 1594, kehrte er in die Heimath auf sein Schloß Forst-
eck zurück. Noch waren nicht alle seine Unterthanen zur reformirten Kirche übergetreten, doch machte Joh. Philipp nicht die Miene, lange warten zu wollen; er verbot mit Härte den Sterbenden das Sakrament zu bringen; jeder solle bei einer Geldbuße die reformirte Predigt in Salez anhören. Ein reformirtes

Schiedsgericht rettete den bedrängten katholischen Unterthanen noch einige Freiheit. Zwei Jahre nach der Rückkehr Joh. Philipps, 1596, kam sein katholischer Bruder Albert nach Hause; er und seine Söhne, unter diesem besonders Ulrich Georg, waren über Philipps protestantischen Befehrungszeiſer aufs Aeußerſte aufgebracht; nicht minder mochte die ökonomiſch günſtigere Stellung Philipps ihren Reid rege machen.

Man war ſo geſpannt, daß Philipp Tag und Nacht ſein Schloß bewachen ließ und Zürich Vermittlung anbot. An dem Maigerichte zu Salez, 4. Mai 1596 mußten ſich beide Brüder einfinden, Albert als Herr von Sar, Philipp als Herr von Forſeck. Mit dem kathol. Albert erſchienen auch ſeine drei Söhne. Als die Gerichtsgeschäfte abgethan waren, ſetzte man ſich im Wirthshauſe zu Salez zum Abendtrunke zuſammen. Alberts heftiger Sohn, Ulrich Georg, ging im Zimmerlauf und nieder und ſtichelte auf ſeinen neugläubigen Oheim; ja, er ſtellte ſich hinter ſeinen Stuhl, faßte ihn bei den Achſeln und ſchüttelte ihn wiederholt, offenbar, um Streit zu veranlaſſen. Philipp hieß ihn Andre ruhig laſſen, und ließ ſich endlich ſein Schwert bringen. Sofort verwundete ihn Ulrich Georg in die Stirne. Während man den ohnmächtigen Philipp auf die Laube ſetzte, und verband, ſtürzte der Neffe wie ein Wahnsinniger von Neuem auf den wehrloſen Oheim ein und verletzte ihn dieſmal tödtlich. Philipp ſtarb 8 Tage nach der Verwundung. Noch liegt ſein Leichnam unverweſen auf dem Glockenthurme zu Sennwald, und merkwürdiger Weiſe betrachtet ihn das katholiſche Volk als einen Märtyrer der römischen Kirche.

Ueber den entflohenen Mörder hielt Zürich ein Blutgericht und verurtheilte ihn zum Tode. Zwar hatte er ſich nach Deſtreich gerettet; aber auch dort ereilte ihn die wohlverdiente Strafe; wegen neuer Händel wurde er im Kerker enthauptet. Die Schuldenlaſt der unglücklichen freiherrlichen Familie brachte zuletzt ihre Herrſchaft in die Hände Zürichs, und Zürichs Landvögte traten an die Stelle eines alten edeln Geſchlechtes, aus deſſen Mitte einſt fromme Minneſänger hervorgegangen waren.

Die Bärin und ihre Jungen.

Jedes Thier liebt bekanntlich mehr oder weniger ſeine Jungen, und je mehr das Thier im Zuſtande der Freiheit iſt, deſto höher ſcheint der Grad dieſer Anhänglichkeit zu ſteigen. Eines der merkwürdigſten Beiſpiele dieſer Art iſt das, was M. Keewor in ſeinen Reiſen nach der Hudſonsbai als Augenzeuge beſchreibt.

Als ſein Schiff durch die Eisberge hinſegelte, erblickte man vom Verdecke aus eine Bärin mit zwei jungen. Der Kapitain ließ ſogleich die Schaluppe ausſetzen und beſchloß einige Matroſen, mit Säbeln, Flinten, Piſtolen und Lanzen bewaffnet, auf das Thier Jagd zu machen. Die ganze übrige Mannſchaft begab ſich auf das Verdeck, um Zeuge des Angriffs zu ſein. Kaum aber hatte die Schaluppe ſich in Bewegung geſetzt, als die Bärin ſogleich ahnete, was gegen ſie beabſichtigt ward und ein klägliches Geſchrei hören ließ, indem ſie ihre Jungen mit der Vordertage umfaßte und bald das eine, bald das andere anblickte. Als die Schaluppe ſich ihr näherte, nahm ſie die Jungen auf den Rücken und ſtürzte ſich mit ihnen ins Meer, bis ſie ganz erſchöpft, erſt in ziemlicher Entfernung wieder auf einer Eiſſcholle erſchien. Hier holte die Schaluppe ſie faſt wieder ein; daſſelbe Schauſpiel wiederholte ſich bis endlich die Mannſchaft aus Mitleid mit dem armen Thiere die Verfolgung aufgab. — Doch das Schiffsvolk eines andern Wallfiſchfahrers hatte die Bärin auch bemerkt und kam eben herbei, als die erſten Verfolger zurückruderten. Sie hatten leichteres Spiel und weniger Mitleid. Als die Bärin wieder auf einem Eiſſelde Athem ſchöpfen wollte, ſchoſſen ſie ihre Flinten auf ſie ab. Nur die Bärin ward getroffen, ſo feſt und gut hatte ſie ihre wehrloſen Jungen umſchloſſen. Weder der Schmerz noch der Blutverluſt konnte ſie bewegen, dieſelben loſzulaffen und ihr Angſtgeſchrei währte ſo lange, bis ſie auf der Eiſſcholle verſchieden war. Die Jungen ſollten nun nebst der Bärin mitgenommen werden; allein es koſtete unendliche Mühe, ſie aus den Tazen der Alten lozumachen, die krampfhaft um ſie geſchlungen waren. Der Bärin zog man das Fell ab und that die Jungen in ein Käfig, wo ſie aber ſo jämmerlich nach der Mutter winſel-

ten, daß man nicht wußte, wie man sie besänftigen sollte, bis man auf den Einfall kam, das Fell in den Kasten zu stecken. Dies half. Sie legten sich mit dem Kopfe darauf und wurden ruhig! Wo waren hier die bessern Herzen, bei den Jägern oder bei den Bären? Wie mancher menschlichen Mutter wäre eine solche Bären-Natur zu wünschen!

Israhim Pascha,

Sohn des Vizekönigs von Egypten und Befehlshaber der Armee desselben steht, wie dessen Arzt Elot Bei erzählt, im 52. Jahre, ist von mittlerer Größe und von starker Constitution; die Kriegstrapazen haben sein Haar und seinen Bart frühzeitig ergrauen lassen, die brennendroth waren. Sein Gesicht ist länglich, seine Nase lang und dünn; seine Augen sind grau und die Blattern haben ihn im Gesichte sehr stark gezeichnet. Sein Temperament ist gallig-sanguinisch; von Natur ist er ernst, ob er gleich bisweilen auch recht heiter sein kann. Seine Stimme ist stark; er besitzt die Lebenswürdigkeit im Benehmen nicht, die seinen Vater auszeichnet; sein Wesen schüchtert ein, ohne daß es gerade rauh und unangenehm ist. Er hat die Erziehung genossen, die zu seiner Zeit die orientalischen Prinzen erhielten. Er spricht, liest und schreibt die türkische, persische und arabishe Sprache und kennt die Geschichte des Orientes sehr genau. Im Grunde ist er sehr menschlich. Er schließt sich leicht an und seine Freundschaftsausserungen gehen häufig bis zur Vertraulichkeit. Er ist außerordentlich thätig, scharfsinnig und besitzt eine seltene Ordnung- und Sparsamkeitsliebe. Er ist gegen alle Strapazen abgehärtet und achtet dabei

wenig auf Vorsichtsmaßregeln; sehr oft bivouakirt er wie ein gemeiner Soldat, schläft auf der Erde, trotz der Kälte, dem Regen und dem Schnee und hat sich dadurch rheumatische Schmerzen zugezogen. Auf seine Soldaten übt er gleiche Zaubergewalt wie der Kaiser Napoleon auf die seinigen.

Sinnliche Rechenkunst.

Ein alter schlauer Jude hatte eine bedeutende Geldsumme verliehen und sich dafür 9 Prozent Zinsen bedungen. Der Schuldner machte Einwendungen dagegen und fragte endlich den Bucherer, ob er nicht an Gott glaube? — „Ach,“ antwortete der alte Hebräer mit Augenblinzeln und höhnischem Lächeln, „ich habe auch daran gedacht, aber wenn der liebe Gott von oben auf das Papier herunter sieht, wird ihm die 9 als 6 erscheinen.“

Ein Fürstenbrief, auch für Nichtfürsten lesenswürdig.

Wie die Fürstin Daschkaw erzählte, erhielt die Kaiserin Katharina einmal ein Schreiben von dem König von Persien, worin unter anderm die Stelle vorkam: „ich hoffe meine vielgeliebte Schwester, Gott werde Dich vor der Liebe zu starken Getränken bewahren. Ich, der ich Dir schreibe, habe Augen wie Rubinen, eine Nase gleich einem Karfunkel und die Wangen glühen mir wie von Feuer, weil ich mich jener unglücklichen Neigung hingegeben habe; auch muß ich nun meine Tage und Nächte auf dem Bette des Jammers verbringen.“

Lustige Historien und scherzhafte Einfälle.

Ein Schweizer, Leibgardist des Herzogs von Brissac, der gefragt wurde, wie viel sein Magen vermöge, antwortete, er könne einen ganzen Hammel überwältigen. „Und wie viel Gänse?“ — Sechs. — „Und Truthähne?“ — Acht. — „Enten?“ — Zwölf. — „Hühner?“ — Fünfzehn. — „Tauben?“ — Dreißig. — „Und Lerchen?“ — Lerchen esse ich immerfort ohne Aufhören.

Ein stark beleibter und großer Mann kam zu einem Lehnkutschner und fragte, was er für eine Spazierfahrt da und dahin zu bezahlen habe. — „Fahren Euer Gnaden auf einmal?“ fragte dieser.

Was doch die Sprichwörter erlogen sind, sagte Einer: so heißt es: der Appetit komme beim Essen; nun esse ich schon dritthalb Stunden lang und er ist mir noch nicht gekommen.

„Unser Guts herr will nur euer Bestes,“ sagte ein Amtmann seinen Bauern, worauf Einer derselben erwiderte: „Freilich! wir wollen's aber nicht hergeben.“

A. Wenn es sich zuweilen trifft daß ich etwas dummes sage, muß ich immer zuerst lachen.

B. — Sie Glücklicher! da müssen Sie ja das lustigste Leben von der Welt führen.

Weingärtner, klagend: Die Ruh meines Nachbarn hat mir wenigstens 2

Maß süßen Most aus meiner Butte getrunken.

Bürgermeister: Hat die Kuh dabei gefressen oder gestanden?

Weingärtner: Sie ist gestanden.

Bürgermeister, Nun, so war es blos ein Ehrentrunk der nicht angerechnet werden kann.

„Ach gib mir den Ring da an Deinem Finger,“ sagte ein Bauernbursche zu einem Landmädchen, „denn er gleicht meiner Liebe zu Dir, — er hat kein Ende.“ „Ich will den Ring doch lieber behalten,“ antwortete das Mädchen, denn er gleicht auch meiner Liebe zu Dir, — er hat keinen Anfang.“

Der Pariser Banquier K. von A. wurde kürzlich in dem Walde von Sens von Räubern angehalten und rein ausgeplündert, sowie sein Freund E., der mit ihm im Wagen saß. Nachdem die Räuber, fünf an der Zahl, sich entfernt hatten, spottete E. über den Banquier und sagte, er verstehe es nicht, die passenden Vorsichtsmaßregeln zu brauchen; er selbst habe dadurch seine Uhr gerettet. Der Banquier steckte sogleich den Kopf aus dem Kutschenschlage hinaus und rief den Räubern zu: „der Spitzbube, mein Freund, hat Ihnen, meine Herren, seine Uhr verheimlicht.“ Die Räuber lachten, kamen zurück, baten sich diese Uhr aus und gaben, um sich dankbar zu bezeigen, dem Banquier alles zurück, was sie ihm abgenommen hatten. —